



Universitätsbibliothek Paderborn

Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

Kampf und Sieg

urn:nbn:de:hbz:466:1-30935

Kampf und Sieg.

Reine, unschuld' ungeschuldet ist das Kindchen der
fleißigen Seiten.

Reine Seiten führt nicht der Geistliche, der Leiter
Gottesdienstes, durch die Orte der Gottes- und Heilige,
die Gedanken, sondern eben unter dem grünen
Blätter. Ein Schriftlehrer oder sonst man mehr habe
die Predigtserkundung des kleinen Kindes. Er schreibt
hier und da etwas wissend als fortwährende
Wollust, welche gelehrt werden will, die kleinen Kinder
als die kleinen Völker mit dem Geistlichen und nicht jenseit
der Wollust, sondern

die Kinder sind für Gottesdienst.

1.

Gs ist ein sonnenheller Vorfrühlingstag des Jahres 1874. — Ein lauwarmer Südwind, wie man ihn oft noch im Mai wünscht, kommt vom Sintfelde her und umflost und umschmeichelt die Türme und Mauern der alten Bischofsstadt an der Pader, und mancher Spaziergänger, der unter den Linden und Kastanien der Promenade rings um die Stadt lustwandelt, fühlt sich ordentlich verjüngt im warmen Schein der Märzensonne und lauscht mit sichtlicher Freude dem Lachen der Meisen und dem melancholischen Sange der Amseln. Das ist schon so ein Tag, der selbst das Herz eines verbitterten Griesgrams aufhellen und zum Dank gegen Gott, den Schöpfer, erfüllen muß.

Und froh und heiter blicken die Augen des jungen Mannes, der das Bahnhofsgebäude verläßt und nun den Weg zur Stadt einschlägt. Hans Stelling fühlt ein Wohlbehagen in seinen Gliedern, die ihm erst nach der langen Bahnfahrt wie gelähmt vorkamen. Er reckt seine schlanke, sehnige Gestalt und zwirbelt mit den Fingern das blonde Bärtchen, das dem gebräunten Gesicht einen etwas lecken Charakter verleiht. Mit leichten, elastischen Schritten geht er dahin, und seine Augen gehen nach rechts und nach links, als ob sie alte Erinnerungen auffrischen wollten. Fünf Jahre sind

es her, seit er das letztemal hier weilte, 1869 war's, auch im Frühjahr, als sein Bruder im Liboriusdom die heilige Priesterweihe empfing, aber ihm kommt es vor, als ob er erst gestern hier gewesen wäre, so traut und heimlich mutet ihn alles an. Da dicht vor der Stadt liegt links am Wege der alte Friedhof, dessen Kreuze und Grabmäler fast ganz vom Gesträuch umwuchert sind. Das Straßenbild ganz noch dasselbe. Da rechter Hand die Franziskanerkirche mit der mächtigen Freitreppe, weiterhin die noch ziemlich neue Mariensäule, dann das alte Rathaus mit seinen Bogen und Hallen und endlich der weite, lindenbestandene Marktplatz mit dem ehrwürdigen Dom, dem Wahrzeichen der Stadt, dessen Schäferhüttendach auf dem Hauptturm er damals in jugendlichem Übermut bespöttelt hat und das noch ebenso ernst und mahnend wie damals auf das Leben und Treiben in den Straßen der Stadt hinabschaut. Er, der jahrelang in der Reichshauptstadt gelebt und in glänzenden Kreisen verkehrt hat, empfindet den Zauber der alten Stadt mit ihren winkligen Straßen und Gassen und efeuumsponnenen Mauerresten, über denen die Patina der Jahrhunderte liegt, wie ein vertrautes Märchen, das seine Ranken um ihn schlägt und erzählt: „Es war einmal . . .“

Ja, wie ein Märchen mutet ihn das Stadtbild schon an, aber auch ziemlich „bigott“, die vielen Kirchen und Kapellen und dazu noch die kleinen Heilig-

tümer der Straße, wie hier am Ausgange des Domplatzes unter einem halbdunklen Straßenbogen hinter vergitterter Nische ein Madonnenbild mit brennenden Kerzen davor. So etwas hat er in Berlin nicht gekannt, war ja auch überflüssig. Er hatte seinen Dienst, und nach dem Dienst gab's schon Stunden der Erholung im Kasino oder bei diesem oder jenem; da konnte er sich um die Kirche, die so weit von seinem Quartier entfernt lag, nicht allzuviel kümmern. Gewiß, er ist ja auch Katholik, hat noch stets seinen „Ostern“ gehalten, aber sonst hat er manchen Brauch aus dem Elternhause als überflüssig betrachtet und abgetan. Und er hat es auch ganz in der Ordnung gefunden, daß die ruhmreiche Regierung der katholischen Kirche die Zügel etwas enger anzog. Freilich, dem Vater und seinem Bruder hat er seine Ansichten nicht enthüllen dürfen, die gehören der Richtung der Zentrumspartei an, just wie die Familie Wienhold, der er nun einen Besuch abzustatten gedenkt. Wie oft hat er sich im Feldzuge über die Frömmigkeit seines Freundes und Kameraden Theo Wienhold lustig gemacht, aber Hochachtung und Verehrung hat er ihm nie versagen können. Der Theo war ein Charakter wie Gold, tapfer und treu. Wie alle Wienholds. Und deshalb ist's ihm nun eine liebe Pflicht, den so oft in der befreundeten Familie in Aussicht gestellten Besuch auszuführen, zumal es gar leicht möglich ist, daß er

nun in absehbarer Zeit diese Gegend nicht wieder berührt.

Bald hat Hans Stelling sein Ziel erreicht. Frei und frank betritt er das alte, hochgiebelige Geschäftshaus. Links liegen die Verkaufsräume, rechts befindet sich die Familienwohnung. Damals war er mit den Seinen auch hier, nun erscheint ihm auch hier wieder alles bekannt, und er gedenkt der freundlichen Aufnahme, die sie in dem alten Patrizierhause gefunden. Da klopft er an die Tür des Wohnzimmers. Ein mehrstimmiges „Herein“ heißt ihn eintreten. Nun steht er in dem Gemach, und um ihn drängen sich zu froher Begrüßung die alten Wienholdschen Eheleute und ihre zwei Töchter.

Und dann kommt ein junger Mann hereingestürzt, der mit Hans Stelling wohl im gleichen Alter steht.

„Tag, Hans!“ grüßt der den Besucher mit herzlichem Handschlag. „Endlich, endlich läßt du dich mal sehen. — Aber das nenne ich überraschen. Wer hätte das ahnen können, daß du heute so urplötzlich hier hereinschneien würdest. Wo kommst du nur her?“

„Direkt von Berlin.“

„Und in Zivil?“

„Wie du siehst. Es ist meine zukünftige Uniform.“ Hans Stelling lacht bei dieser Erklärung, aber man merkt es ihm doch an, daß ihm die Antwort kein Scherz ist.

Wienholds starren ihren Gast mit großen Augen an.

„Wie, was?“ fragt Theo erstaunt. „Wie soll ich das verstehen?“

„Daz ich die Uniform an den Nagel gehängt habe — besser gesagt, dazu gezwungen wurde.“

Wieder ein sekundenlanges, lautloses Staunen, bis Frau Wienhold endlich das Wort nimmt: — „Aber, Herr Stelling, nun muß ich Sie aber erst bitten, Platz zu nehmen. — So, bitte, lassen Sie sich im Sofa nieder. — Und nun will ich erst mal für eine kleine Herzstärkung sorgen. Die soll Ihnen nach der langen Bahnfahrt gut bekommen.“

Damit tritt die weißhaarige Hausfrau an ein kleines Wandschränkchen, dem sie eine Flasche Wein und einige Gläser entnimmt. „Und nun wollen wir mal anstoßen auf Ihr spezielles Wohl, Herr Stelling,“ spricht sie dann, nachdem alle an dem Familientisch-Platz genommen haben.

Hans Stelling hebt sein Glas. Mit offenem, heiterem Gesicht blickt er zu den biederer Leuten auf, wie sich aber sein Kelch mit dem der jüngsten Tochter, der 23jährigen Regina, berührt und ihre Augen sich begegnen, da überkommt ihn ein großes Staunen. Damals war die Regina noch ein rechter Bäckfisch, und nun steht sie, prächtig erblüht wie eine Rose, in holder Unmut vor ihm. . . .

„Nun aber erzähl, Hans, was es da in Berlin gegeben hat,“ drängt jetzt Theo Wienhold.

„Und weshalb ich den bunten Rock ausgezogen habe, meinst du,“ lacht Hans Stelling. „Kann mir ja denken, daß es alle überrascht.“

„Ja, sehr!“ fällt der alte Wienhold ein. „Wir sahen in Ihnen nur einen Soldaten vom Scheitel bis zur Sohle. Und da Ihr Vater, der noch vor einiger Zeit hier war, uns nie etwas äußerte . . .“

„Das konnte er auch nicht, mein lieber Herr Wienhold,“ entgegnet Hans Stelling, „denn es ist ihm wohl selbst so überraschend gekommen wie allen. Trotzdem wird er sich am leichtesten mit diesem meinem Schritt abfinden, denn er wünschte ja schon immer, ich sollte mich der Bewirtschaftung des Gutes widmen. Nun wird sein Wunsch ja erfüllt.“ Der Erzähler blickt im Kreise herum und sieht, wie alle Augen gespannt auf ihn gerichtet sind. „Und die Geschichte kam so: Nach einem Liebesmahl geriet ich in animierter Stimmung mit dem kleinen von Stochow zusammen — du kennst ihn ja wohl noch, Theo —, er forderte mich auf Pistolen. Ich bin gewiß kein Feigling und habe meinen Mut im Felde oft genug bewiesen, aber ein Duell habe ich stets verurteilt. Einen Zweikampf betrachte ich als Hohn auf die Moralgesetze, und die Tötung im Duell ist meiner Ansicht nach nichts weiter als Mord.“

„So ist's und nicht anders,“ pflichtet ihm der alte Wienhold bei.

„Also ich lehnte die Forderung ab. Die Folge war, daß das Ehrengericht zusammentrat, und ich — na, ich konnte meinen Rock ausziehen. — Es hat mich erst gewurmt, aber nun bin ich über den Schmerz hinweg. — Dem Vater hab' ich gleich alles geschrieben. Eine Antwort hab' ich von ihm noch nicht erhalten, konnte ich natürlich auch noch nicht, aber ich weiß, daß er sich freut, wenn ich ihm die Scholle bebauen helfe. Und nun bin ich auf der Heimreise. Hier in Paderborn bin ich nun ausgestiegen, um endlich den Besuch, den ich schon damals versprach, abzustatten.“

„Wir hätten es Ihnen auch verargt, wenn Sie vorbeigefahren wären,“ spricht Frau Wienhold, „wo wir uns so lange nicht gesehen haben. Nun sind Sie erst mal ein paar Tage unser Guest.“

„Ein paar Tage gleich,“ lacht Hans Stelling. „Ich wollte heute oder morgen weiter. Wollte bis Soest fahren und dann zu Fuß in die geliebte Heimat marschieren.“

„Das können Sie auch, aber erst bleiben Sie mal ein paar Tage hier. Denken Sie nicht, daß Sie uns lästig fallen; und Zeit haben Sie ja auch.“

„Selbstverständlich bleibst du, Hans,“ redet nun Theo auf ihn ein. „Auf ein paar Tage kann es dir nicht ankommen. Kannst deinem Vater ja von hier aus schreiben. Vielleicht kommt er selbst herüber. Wir aber wollen mal wieder alte Erinnerungen aus dem Feldzuge auffrischen.“

„So ist's recht. Da gibt's gar nichts weiter zu bedenken," fällt auch der Hausherr ein.

Lachend blickt Hans Stelling auf. Lisbeth und Regina, die beiden Töchter, haben sich über ihre Handarbeiten gebeugt. Wie er nun aber so viel Herzlichkeit und Gastfreundschaft findet, muß er schon einlenken.

„Nun, wenn es denn nicht anders sein kann, dann muß ich mich wohl fügen. Ich gebe mich aber der Hoffnung hin, daß ich Sie alle dann im Laufe der nächsten Zeit bei uns auf dem Gute in Lödinghausen bewirten darf.“

„Das mag schon zur Wahrheit werden.“ —

Am folgenden Tage ist's. Im Kalender steht der 25. März, und die katholische Welt begeht das Fest Mariä Verkündigung. Am Morgen ist Hans Stelling mit der Wienholdschen Familie im Dom gewesen. Seit langer Zeit hat er wieder einem feierlichen Hochamt beigewohnt. Wohl hat die Handlung des Gottesdienstes, die gewaltige Wucht der Predigt einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, auch kann er sich dem religiösen Geist, der in der Wienholdschen Familie herrscht, nicht verschließen, allein seine Seele ist umwuchert von den Gesinnungen des nationalen Liberalismus, dem er in der Hauptstadt verfallen ist. Wohl hat die Familienunterhaltung am gestrigen Abend, die sich zum großen Teil mit dem Ernst der Zeit, dem Kampf der Regierung mit der katholischen Kirche und

den kulturkämpferischen Gesetzen befasste, seinen liberalen Ansichten einen gründlichen Stoß versetzt, manche Staatsmaßregel hat er als unrecht bezeichnen müssen, und ein Fünkchen Hochachtung ist in seinem Herzen wieder entglommen für die bedrängte Geistlichkeit, die er bisher nur als „staatsfeindlich“ und „renitent“ betrachtet hat; aber dennoch kann er sich zu einer völligen Gesinnungsänderung nicht bequemen. Durch den jahrelangen Verkehr mit andersgläubigen und manchmal auch religionslosen Kameraden ist er selbst religiös gleichgültig geworden, hat er nur in der Bismarckschen Regierung sein Ideal gesehen. Er hat den glorreichen Feldzug 1870/71 von Anfang bis zum Ende mitgemacht, hat an dem Ruhm der Waffentaten sich berauscht und dann den gewaltigen Aufschwung gesehen, der bald nach dem Kriege im politischen und wirtschaftlichen Leben in die Erscheinung trat, da konnte er, der Offizier, doch nicht anders; er mußte die Regierung, die solches ermöglichte, verehren. Und er hat die Regierung verehrt und vergöttert und dabei seinen angestammten katholischen Glauben vernachlässigt.

Hans Stelling steht am Fenster seines Zimmers und blickt hinunter auf das Treiben der Straße. Da klopft's an die Tür, und herein tritt sein Freund Theo.

„Wie wär's, Hans, machen wir einen kleinen Spaziergang? Das Wetter ist so schön.“

„Mir ist's recht, Theo. — Wir zwei?“

„Die Eltern halten nach dem Essen ein kleines Mittagschlafchen, die werden also nicht mittun.“

„Und deine Schwestern?“

„Regina will mitgehen, aber Lisbeth möchte zu Hause bleiben. Mußt ihr das nicht übel nehmen. Aber da sie nun bald ins Kloster tritt, hält sie . . .“

„Lisbeth ins Kloster?“ unterbricht ihn Hans erstaunt.

„Ja, ja; ihre Aufnahme dürfte in einigen Wochen stattfinden.“

„In welches Kloster denn? Wo?“ fragt Hans Stelling sinnend weiter.

„Sie geht nach Holland. Infolge der Regierungsgesetze ist es ihr ja nicht möglich, in Deutschland ihren Neigungen zu folgen.“

Eine Weile ist's still, ganz still zwischen den beiden Freunden, ein jeder hängt seinen Gedanken nach, während die warme Frühlingssonne ihre goldenen Lichter um sie wirft und da draußen vor dem Fenster ein Buchfink lockt und singt.

„Komm, laß uns gehen, Hans,“ drängt Theo Wienhold dann; „wie ich hörte, kommen heute aus dem Sauerlande, also aus deiner Heimat, Massen-deputationen, um dem Bischofe das Gelöbnis ihrer Treue darzubringen. Vielleicht trifft du Bekannte.“

Hans Stellings Augen leuchten. „Aus dem Sauerlande? — Dann laß uns gehen.“

„Massendeputationen!“ — Er hat gehört, daß in letzter Zeit aus verschiedenen Teilen der weiten Diözese Hunderte, ja Tausende von Männern in Paderborn gewesen sind, um dem bedrängten Bischofe, mit dessen Verhaftung aller Wahrscheinlichkeit nach bald gerechnet werden muß, ihre Ergebenheit zu bekunden. Das läßt ihn noch ziemlich gleichgültig. Aber daß die Leute, die heute kommen sollen, aus der Heimat sind, diese Nachricht ruft eine lebhafte Freude in ihm wach.

Unten im Hausflur tritt die schon zum Ausgang gerüstete Regina zu den beiden jungen Männern. Dann gehen die drei dahin, dem Westerntor zu. Auf den Straßen herrscht ein recht lebhaftes Treiben, wie man es an den gewöhnlichen Tagen nicht gewohnt ist. Gar viele Fremde, die mit den Vormittagszügen gekommen sind, haben sich unter die Bürger der Stadt gemischt und wogen nun mit diesen auf den Hauptstraßen hin und her. Wie die drei den Friedhof am Westerntor erreicht haben, kommt ihnen eine große Schar Männer vom Bahnhofe her entgegen. Da bleiben sie stehen und schauen.

„Das sind die Sauerländer,“ sagt Theo Wienhold, „nun gib acht.“

Und Hans Stelling starrt der gewaltigen Schar entgegen. Ernst und Entschlossenheit liegt auf den Zügen der Unkommenden ausgedrückt, ein unbeugsamer Wille leuchtet aus ihren Mienen. So kommen

sie heran: junge Männer, kaum den Jünglingsjahren entwachsen, und weißhaarige Greise — Veteranen der Arbeit und Helden der Geisteskraft. Alle beseelt nur der eine Wunsch: Ihrem geliebten Oberhirten beizustehen in dieser Zeit der Drangsal und ihm ihre unbeugsame Treue im katholischen Glauben auszusprechen, zugleich aber auch den katholikenfeindlichen Machthabern zu beweisen, daß sich das Volk nicht von seinen Hirten trennen läßt, sondern mit ihnen eins ist, in guten und bösen Tagen — ein Herz und eine Seele.

Schon einmal hat Hans Stelling solche Massen heranrücken sehen, ernst, gewaltig, entschlossen — das war im Juli 1870, als das Vaterland in Gefahr war. Er fühlt es instinktiv, daß abermals eine Gefahr entstanden sein muß, die diese ernsten Scharen in Bewegung setzt, wenn er gleich deren ganze Größe nicht ermessen kann.

Hans Stellings Augen gehen suchend durch die Reihen: Hier und da sieht er Bekannte, und da erblickt er sogar einige aus Lödinghausen, den Vorsteher, den alten Schmied, den . . .

„Hans, Hans!“ hört er da eine bekannte Stimme, deren Laut ihm das Herz schneller schlagen läßt. Wie er aufblickt, tritt just ein großer Mann mit langem, ergrauendem Vollbart aus der Schar auf ihn zu und reicht ihm die Hand.

„Vater, ach Vater!“ jubelt Hans Stelling.

Und dann begrüßt der Herangekommene die Wienholdschen Geschwister.

„Hab' mir gedacht, daß ich dich hier treffen würde, da du in deinem Briefe die Absicht aussprachest, hier auszusteigen,“ spricht der alte Stelling, „aber nun kommt erst mit zum Bischof. Nachher treffen wir uns dann bei Wienholds.“

Nun wandern die vier mit dem Zuge durch die Straßen der bischöflichen Wohnung zu. Bei dem Palais angekommen, verabschiedet sich Regina von den Männern.

„Ich gehe nun heim, die Eltern zu benachrichtigen, welch' werten Gast wir hernach erwarten dürfen.“ —

Damit geht das junge Mädchen dahin, während die drei Männer mit in den Garten ziehen, der sich hinter dem Bischofshause ausbreitet und der bis in seinen letzten Winkel mit Männern (es sind an die 5000) angefüllt ist. Aller Augen blicken erwartungsvoll nach dem geöffneten Fenster, wo einige Domkapitulare sichtbar sind. Eine Weile dauert's — alles hat sich hereingedrängt, selbst die Mauern sind noch besetzt —, dann verstummt das Geraune, eine tiefe, erwartungsvolle Stille tritt ein. Und nun erscheint in dem mittleren Fenster die Figur des geliebten Oberhirten, des Bischofs Konrad Martin. Der Freiherr von Schorlemer-Overhagen hält eine Ansprache, worin er im Namen der vertretenen Gemeinden die Gefühle der Teilnahme, der unwandelbaren Treue zur katho-

lischen Kirche und ihre Unabhängigkeit an die ihnen von Gott gesetzten Oberhirten ausdrückt. Freiherr Fritz von Ketteler-Schwarzenträben verliest dann eine Ergebenheitsadresse, die in den 181 Pfarreien des Regierungsbezirks Arnsberg im Umlauf gewesen und mit 40 000 Unterschriften bedeckt ist. Und dann nimmt der hochverehrte Bischof das Wort. Laut und markig hallt seine Stimme bis in den äußersten Winkel des Gartens, und kein Laut ist sonst hörbar als das Gezirp einiger Meisen. Der Bischof fordert die Versammelten in packender Rede zur Standhaftigkeit auf, lobt ihre Treue, erteilt den bischöflichen Segen und schließt mit einem Hoch auf den Heiligen Vater Pius IX. Wie Donnerrollen brechen sich die Hochrufe an den Wänden der umliegenden Häuser, zieht ihr Schall mit der linden Märzluft dahin ins Weite. Und noch einmal braust es dahin: die Versammlung bringt auch ihrem Oberhirten ein dreifaches Hoch dar und verläßt dann unter dem Gesange des alten Liedes „Fest soll mein Taufbund immer stehen . . .“, diesem Treueschwur der Katholiken, den bischöflichen Garten.

Hans Stelling läßt sich von der Masse mit hinausschieben auf die Straße. Alles das, was er in diesen Stunden gesehen und gehört hat, ist wie Hammerschläge auf seine Seele niedergesausst. Die Gesetze der Regierung, die er bisher ganz in der Ordnung gefunden hat, zeigen sich ihm nun in ganz anderer Beleuchtung, und er kann nicht anders, er muß sie

hart, ungerecht nennen, und dabei bricht der Nimbus zusammen, der sich für ihn um die wie ein Idol verehrte Staatsregierung gebildet hat. Das manhafte Eintreten der katholischen Massen für Wahrheit, Recht und Freiheit nötigt ihm aufrichtige Bewunderung und Hochachtung ab, ja, ein gewisser Stolz regt sich in ihm, daß auch er dem katholischen Volksteile angehört, jener Kirche, die wohl getreten und gefechtet, aber nicht vernichtet werden kann, der die Verheißung ihres göttlichen Stifters Bestand bis zum Ende der Zeiten gewährt. Er empfindet es, daß jedes Hoch, das dahinbrauste, ein Verdammungsurteil ist über die Ziele und Zwecke des ungläubigen Liberalismus; es offenbart sich ihm, daß man mit Gewalt die Gewissen nicht kommandieren kann; denn diese Begeisterung ist keine gemachte, keine künstlich erzeugte, sondern echte, wahre Überzeugung und Liebe.

„So etwas hast du in Berlin wohl nie erlebt, was, Junge?“ fragt der Vater Hans Stelling, wie sie die Straße hinabgehen, dem Wienholdschen Hause zu.

„Nein, Vater, nie!“

„Glaub' ich, glaub' ich. Und doch wünscht' ich, daß all die Herren von der Regierung, die schuld sind an dem Zustandekommen der Kulturmäpferischen Gesetze, einmal solchen gewaltigen Kundgebungen beiwohnten.

„Das ist auch mein Wunsch, Herr Stelling,“ pflichtet Theo Wienhold bei, „und ich bin überzeugt,

man würde sich ein anderes Bild von der katholischen Kirche machen.“ —

Mit größter Herzlichkeit wird auch der alte Gutsbesitzer Stelling im Wienholdschen Hause aufgenommen. Es ist ja eine alte Freundschaft, die die beiden Familien verbindet, und schon gar manchmal im Laufe der Zeit sind Stellings bei Wienholds und umgekehrt diese bei Stellings zu Gast gewesen. Man sucht den lieben Freund für ein paar Tage festzuhalten, aber der macht sich schon am Abend zur Heimkehr bereit und entschuldigt sich mit einer dringenden Reise, die er im Interesse der katholischen Sache übernommen habe. Von der ganzen Wienholdschen Familie begleitet, begibt er sich in der Dämmerung wieder zum Bahnhof.

„Ich fahre sofort von hier weiter,“ spricht er beim Abschied zu seinem Sohne. „Du kannst ja noch ein paar Tage hier verweilen. Tut dir keinen Schaden. Wirst mal wieder von echt katholischer Luft umweht. Und kommst du nach Hause, dann bin ich wieder daheim.“

2.

Die Karwoche ist angebrochen. In den sauerländischen Bergen ist man dran, die Felder für die Frühjahrsbestellung herzurichten. Wohl stellt sich dort der Frühling etwas später ein als im Flachlande, aber die letzten warmen Tage haben auch hier dem Lenz die Tore geöffnet, und nun sieht man allenthalben geschäftige Leute.

Hans Stelling atmet mit Behagen die Luft der heimatlichen Fluren, und mit sichtlicher Freude betrachtet er die landschaftlichen Bilder mit den charakteristischen Feldkreuzen und Heiligenhäuschen, die er seit Jahren nicht gesehen hat und die ihm doch so bekannt, so liebtraut erscheinen, als hätte er sie erst gestern verlassen. Und wie er mit rüstigen Schritten dahin geht, läßt er seinen Gedanken die Zügel schießen.

Die Heimat! Da in Berlin hat er nur wenig daran gedacht; das wechselvolle Leben und der tägliche Dienst nahmen seine Gedanken ja völlig in Anspruch, so daß das Land seiner Kindheit und Jugend fast ganz in seiner Seele verblaßte. Nun aber fühlt er sich wieder ganz westfälisch und bodenverwachsen, und es verfliegen ihm die letzten galligen Gedanken, die sich aus Unsaß der Verabschiedung aus dem Militärstande bei ihm eingenistet hatten. Wird ja nun ein anderes Leben werden als in der Reichshauptstadt. Mag vielleicht etwas dauern, daß er sich mit den landwirtschaftlichen Arbeiten vertraut macht, daß er die rationelle Bewirtschaftung eines Gutes völlig kennen lernt, und Schweiß wird's auch genug kosten, aber dafür ist er dann auch ganz eigener Herr auf seiner Scholle, ganz frank und frei, und keiner hat ihm drein zu reden. . . . Was der Vater eine stille Freude hatte an seiner Rückkehr zur Landwirtschaft; er hat's ihm in Paderborn deutlich angemerkt. Ist ja verständlich. War immer dem Vater gegen den Strich, daß er

nach dem Feldzuge beim Militär geblieben war, der wollte ihn gleich wieder auf das Gut haben. Auf ihn hatte er all seine Hoffnung für die Zukunft gesetzt, seit sich sein älterer Bruder dem geistlichen Stande gewidmet; er war nach seines Vaters Ansicht berufen, den schon Jahrhunderte im Besitz der Familie befindlichen „Finkenhof“ zu übernehmen und die Familienchronik weiterzuführen. Nun kann's ja noch so werden, wie es der Vater stets gewünscht hat. . . . Und was nun Karl, sein Bruder, zu seinem Berufswchsel sagen wird? Dem hat er ja noch nichts mitgeteilt, den will er überraschen. . . . Aber dem wird's so am liebsten sein. . . . Und wenn's dann allen recht ist, dann soll's auch ihm recht sein, und dann mag noch eine ganz schöne und sonnige Zukunft für ihn erblühen.

Da kommt ihm aus dem Dorfe, das vor ihm am Wege liegt, ein Leichenzug entgegen, — ein Trauerbild am helllichten Frühlingstage. Er tritt zur Seite und lässt die Leute an sich vorübergehen. Sechs Männer tragen den braunen Sarg nach dem am Bergeshange gelegenen Friedhofe. Hans Stelling schaut verwundert. Recht zahlreich ist das Gefolge, aber kein Priester ist da, der der Leiche das Geleit gibt. Soll's denn ein Ungläubiger sein, den man da hinaufträgt? Aber das ist auch nicht zu glauben, denn es sind ein paar religiöse Fahnen in dem Zuge, und die Leute beten den Rosenkranz. Ganz am Schlusse des Gefolges schlürft ein alter Mann, auf einen Stock gestützt, dahin. Auf diesen tritt Hans Stelling zu.

„Verzeiht, guter Alter, wer ist's denn, den ihr zu Grabe tragt?“

Der Mann hemmt seine müden Schritte und blickt mit feuchten Augen auf. „Die alte Grotesche ist's, vom Feldhöfe. Es war eine gute, fromme Seele, Herr.“

„Glaub' ich, glaub' ich,“ nickt Hans Stelling, „aber weshalb denn kein Priester?“

„Herr, Ihr seid fremd hier, sonst müßtet Ihr's wissen. — Wir haben keinen Priester mehr in unserem Dorfe. Der ist ausgewiesen, wie an so manchen Orten geschehen ist. — Da mußte nun die alte Frau ohne Sakramente sterben. . . . Himmelschreiend ist's, himmelschreiend!“

Damit setzt der Alte seine schlurfenden Schritte weiter, um den übrigen Beerdigungsteilnehmern zu folgen.

Ausgewiesen! . . . Einen Augenblick finnt Hans Stelling, und er muß sich wieder der Vorgänge in Paderborn erinnern. . . . Also auch hier in den stillen sauerländischen Bergen machen sich die kirchenfeindlichen Gesetze bemerkbar. . . .

Gleich links am Wege liegt der Friedhof, den er vorhin in all seinem Sinnen und Träumen gar nicht bemerkt hat; und doch leuchten die weißen Kreuze wie stumme Mahner weit ins Tal hinaus. Da folgt er den letzten Leuten und betritt den Gottesacker. Neugierde, nicht Teilnahme ist's, die ihn antreibt; er

will Zeuge sein, wie die Tote, die „gute, fromme Seele“, ohne Sang und Klang und Priester verscharrt wird.

Und er sieht und hört und staunt. Aus dem Kreise der Teilnehmer tritt ein würdiger Greis hervor, der betet aus einem Buche die sonst von dem Priester gesprochenen Beerdigungsgebete. Die Menge respondiert laut und fest. So unter den Gebeten der Dorfler wird die Bäuerin vom Feldhöfe in die Erde gesenkt. Mit den Leuten tritt auch Hans Stelling an die offene Gruft, widmet der Unbekannten eine Handvoll Erde und verläßt dann mit den Beerdigungsteilnehmern wieder den Gottesacker. Ernst gehen die Dorfleute dahin. Hans Stelling empfindet Hochachtung vor den schlichten Menschen, unter deren Gebeten die alte Frau den letzten Gang zur stillen Gruft getan. —

Gegen Abend — die Dämmerung macht sich bereits bemerkbar — sieht Hans Stelling das Dorf Rehmke, wo sein Bruder als Kaplan und Pfarrverweser schaltet und waltet, vor sich liegen. Wie ein Idyll liegt's zwischen den bewaldeten Höhen. Der schlanke, altersgraue Kirchturm reckt sich wie ein mahnender Finger aus dem wirren Geäst der Bäume zur Höhe auf.

„Der Herr Kaplan ist noch auf Krankenbesuch,“ antwortet seines Bruders Haushälterin auf seine Fragen. „Treten Sie nur hier ins Zimmer, er mag jeden Augenblick zurückkommen.“

„Gut, ich werde warten.“

Hans Stelling tritt ein. Es scheint seines Bruders Arbeitszimmer zu sein, und er findet es von der Haushälterin leichtsinnig, daß sie ihn, den Fremden, so in das „Heiligtum“ des geistlichen Herrn führt. Oder ob sie ihn kennt? Aber woher sollte sie. . . . Da auf dem Schreibtisch steht eine Photographie . . . der Bischof ist's, Bischof Konrad Martin, ganz wie er ihn dieser Tage noch bei der Massendeputation gesehen hat, und da hängen die Bilder der Eltern, der seligen Mutter und des Vaters. Hans Stelling fühlt sich schon daheim. Wehmütige Gedanken drängen sich in seine Seele, wie er der guten Mutter gedenkt, die nun schon so lange unter der Friedhofslinde ruht. . . .

Eine Viertelstunde etwa hat Hans Stelling warten in dem Zimmer zugebracht, da hört er draußen Schritte und die Stimme seines Bruders. Gleich darauf tritt er ein und bleibt erstaunt am Eingange stehen.

„Mein Gott, Hans, bist du es wirklich?“ fragt der Kaplan mit sichtlicher Freude.

„Wie du siehst, Bruderherz,“ gibt der Gefragte zur Antwort und reicht die Hand zum Gruße.

„Aber wo kommst du nur so plötzlich her? — An dich hätte ich nicht gedacht.“

„Woher ich komme? Von Berlin! — Habe mich allerdings ein paar Tage in Paderborn bei Wienholds aufgehalten. Traf dort auf Mariä

Verkündigung auch unsern Vater, der mit zu der Massendeputation gehörte, die zum Bischof zog."

„Soll großartig gewesen sein. — Hast du es gesehen?"

„Gesehen und gehört! Alles! Es war überwältigend, packend! — Du weißt ja selbst, Karl, daß ich in religiöser Beziehung ziemlich lax, liberal geworden war, diese Tage haben mich aber eines anderen belehrt. Jetzt bin ich wieder echt katholisch bis auf die Knochen. Mein Liberalismus, auf den ich mir manchmal im stillen was zugute tat, ist verslogen."

„Dann Gott sei Dank, Hans! Mit diesem Geständnis machst du mir eine große Freude. Jetzt haben wir Männer nötig, nicht solche, die sich wie ein Rohr im Winde neigen, sondern echte, überzeugte, standhafte Katholiken, die auch bereit sind, den sogenannten Kul-turkämpfern die Zähne zu zeigen."

„Dann bin ich dein Mann, Karl. — Hab' heute wieder ein Erlebnis gehabt — na, ich erzähl's dir noch."

„Kannst hier auch noch allerhand erleben, Hans," bemerkt ihm der Kaplan mit sarkastischem Lachen. „Denn daß du's nur weißt: deinem Bruder steht die polizeiliche Ausweisung aus dem Kreise bevor. Jeden Tag kann's sein — heute, morgen, übermorgen. . . ."

„Was ist das?" staunt Hans Stelling mit großen Augen. „Auch du? — Warum, weshalb?"

„Weil ich meine Pflicht getan, die Sakramente gespendet habe. — Da unser Pfarrer vor einiger Zeit gestorben ist, so lag die ganze Seelsorgsarbeit auf meinen Schultern. Da habe ich nun auch die Neugeborenen getauft, Ehen geschlossen und die Gestorbenen beerdigt, wozu ich nach Ansicht der Regierung nicht befugt sein soll. . . . Doch das erzähle ich dir alles noch nachher. Jetzt mußt du mir aber erst erzählen, was dich betroffen, weshalb du so urplötzlich hier hereingeschneit kommst. . . . Weißt ja selbst, daß wir uns lange nicht gesehen, da gibt's schon allerhand Neuigkeiten. . . . Aber nun komm erst mit zum Essen. Die Lisbeth wird sicher schon warten.“

In einem kleinen, traulichen Stübchen sitzen sich die beiden Brüder beim Abendessen gegenüber: der schwarzgekleidete Priester und der im grauen Reiseanzug steckende ehemalige Offizier, bei dem nur noch das schwarz-weiße Bändchen des Eisernen Kreuzes an den Krieger erinnert. Da beim Essen plaudern sich die beiden alles vom Herzen herunter. . . . Die Lisbeth hat schon längst wieder abgetragen, und auch die Flasche Wein, die der Kaplan zur Feier des Wiedersehens spendiert hat, ist längst leer geworden, aber immer noch haben sich die zwei zu erzählen von diesem und jenem. Der Kaplan von seinem Wirken und den kirchenfeindlichen Gesetzen und deren Wirkungen, der Hans von seinem Abschied, den Eindrücken, die er die letzten Tage empfangen hat, und auch von der freund-

lichen Aufnahme, die er bei Wienholds gefunden. Der Kaplan blickt oft schmunzelnd auf seinen Bruder, er merkt aus den Lobesworten, die er für Wienholds, besonders für die Regina, hat, daß sich dort ein zartes Herzensgeheimnis anzuspinnen beginnt. —

Am anderen Morgen ist Hans Stelling schon früh aus den Federn. Im Hause ist noch alles still, da schleicht er sich leise herunter, um in dem kleinen Haugarten die frische Morgenluft zu genießen. Auf dem Haasdach zwitschern die Stare, und hoch oben im Gipfel des großen Birnbaums sitzt eine Drossel und jaucht ihre melancholischen Weisen der aufgehenden Sonne entgegen.

Und dann schlägt in der nahegelegenen Kirche eine Glocke an: Das Angelusgeläut hallt wie ein Segensgruß, wie ein frommes Morgengebet über das Dorf hin, wo das alltägliche Leben sich zu regen beginnt. Noch ein Weilchen, dann ruft die Glocke zur Messe.

Hans Stelling geht ins Haus zurück, um seinen Hut zu holen.

Auf der Treppe begegnet ihm sein Bruder.

„Ich gehe mit zur Kirche, Karl!“

„So komm!“

Obwohl es Werktag und noch in der Frühe ist, findet Hans Stelling das schmucke Kirchlein fast ganz von Andächtigen gefüllt. Junge und alte Leute haben sich eingefunden, Frauen und Männer, und wie sein Bruder an den Altar tritt, um das heilige Opfer zu

feiern, da beginnt die Gemeinde den schmerzhaften Rosenkranz zu beten. Wie ein ernstes, inbrünstiges Flehen, wie ein Bitten in harter Not, so hallen die Worte durch das Schiff der Kirche. — Hans Stelling kniet neben einem alten, weißbärtigen Mann, dessen runzelige Hände den Rosenkranz halten. Nun überkommt es ihm wie Scham, daß er ohne einen solchen die Gebete verrichtet. Es ist schon lange her, daß er einen sein eigen nannte. Damals im Kriege trug er einen bei sich, aber nachher hat er ihn wohl verloren.

Am Schlusse der Messe geht ein großer Teil der Dorfbewohner zur heiligen Kommunion.

Auch dieses ist dem ehemaligen Offizier etwas Neues. Wenn's noch Sonntag wäre, aber an einem Werktag. . . . Und er gibt sein Erstaunen hierüber nachher seinem Bruder zu erkennen.

„Das darf dich nicht wundern, Hans,“ belehrt ihn der Kaplan, „die Leute benutzen die Gelegenheit, so lange sie ihnen geboten wird. Sie wissen, daß ihnen eine Zeit bevorsteht, wo sie Wochen, vielleicht Monate, wenn nicht gar noch länger, hier die Sakramente nicht empfangen können. Wollen sie dann zur Beicht und Kommunion gehen, dann müssen sie oft stundenweite Wege bis in benachbarte Dörfer machen, was den Alten ja überhaupt nicht möglich ist. Und auch von den Nachbarkirchen sind schon einige verwaist.“

„Dort gibt's nun keine Messe mehr?“

Der Kaplan schüttelt den Kopf. „Du kannst ja glauben, daß ein eifriger Priester nichts unversucht läßt, seiner ihm anvertrauten Herde ab und zu die Tröstungen der heiligen Religion zu ermöglichen. Da sucht dann oft ein solcher ausgewiesener Priester seine Getreuen bei Nacht und Nebel auf. Zur Nachtzeit, in aller Heimlichkeit, liest er den Leuten die heilige Messe, hört ihre Beichten, spendet ihnen die Kommunion, besucht ihre Schwerkranken, um am Morgen, wenn der neue Tag seine Sonne ausschickt, sich wie ein Dieb wieder zu entfernen, wenn er nicht aufs neue polizeilich über die Grenze gebracht werden will.“

„Über, Karl, das ist ja . . . Seid ihr denn Staatsverbrecher?“

„Hans, wir geben dem Kaiser, was des Kaisers, aber auch Gott, was Gottes ist. — Unseren Pflichten der Kirche gegenüber werden wir nicht untreu, eher erdulden wir Verfolgung, Leiden und Not und, wenn es sein muß, selbst den Tod.“

Mit Bewunderung blickt Hans Stelling auf seinen Bruder. Er bekennt es im stillen, daß unter den gehaßten, schwarzen Langröcken ebenso tapfere Helden sind wie beim Heere, wenn nicht noch größere. —

Es ist so um den halben Vormittag herum, da kommt fast atemlos ein junger Mann gelaufen. Der Kaplan sitzt just in seinem Zimmer und betet Brevier.

„Herr Kaplan, nun ist's soweit," hastet der Bursche heraus. „Ich habe vorm Dorfe Wache gestanden. Nun kommt der Gendarm.“

„Nun, denn in Gottes Namen," antwortet der Kaplan mit größter Gemütsruhe. Er ist ja auf diesen widerrechtlichen Akt der Regierung vorbereitet; es kommt ihm nicht unverhofft. Wenn es denn Gottes Wille ist. . . . Dann reicht er dem jungen Manne die Hand: „Habt Dank, Stephan, für Eure Treue.“

„Herr Kaplan, ich tat meine Pflicht. Wir gehören zu Ihnen, und Sie zu uns, und wenn man Sie auch aus unserer Mitte reißt, wir bleiben mit Ihnen vereint," antwortet der schlichte Dorfbursche mit ganz erregtem Gesicht. — „Die anderen, die mit mir standen, machen es schon im Dorfe bekannt.“ Damit eilt er wieder hinaus auf die Dorfstraße.

Der Priester fühlt sich wieder allein. Das geöffnete Brevier liegt vor ihm auf dem Tische, aber seine Blicke gehen nun gedankenvoll ins Leere. Etwas wie Rührung ist ihn überkommen, und er weiß, wie der junge Mann dachte und sprach, so treuherzig sind auch wohl alle im Dorfe.

Da schlägt die Kirchenglocke an, wie es bei Traueraffällen Gebrauch ist. Der Kaplan weiß, was das zu bedeuten hat, nicht aber sein Bruder Hans, der sich im Garten befindet. Der blickt zum Kirchturm auf. Da sieht er, wie ein paar Männer eine lange, schwarze Fahne zum Schalloch herausstecken. . . . Was mag

denn nur vorgefallen sein? . . . Ob der Bischof plötzlich gestorben ist . . . oder gar der Papst? . . . Er geht mit hastigen Schritten ins Haus zurück. Aber wie er den Flur betritt, kommen gleichzeitig von der Straße her eine ganze Anzahl Männer herein und gehen in seines Bruders Zimmer. Die Tür steht offen. Da sieht er, wie die Männer, ernste Gestalten mit entschlossenen Mienen, seinen Bruder umringen, ihm die Hand reichen und mit vor stilem Ingrimm bebender Stimme sprechen:

„Herr Kaplan, wir gehen mit Ihnen bis zur Grenze,” sagt einer, ein langbärtiger Greis. „Wir danken Ihnen für alles, was Sie uns getan, und es tut uns weh, daß man Sie aus unserer Mitte reißt. Aber einmal kommt der Tag, da holen wir Sie wieder im Triumph.“

Dem Kaplan schimmert's feucht in den Augen. Nun reicht er die Hände in der Runde herum, dann raunt er endlich mit halblauter Stimme: „Ich verlasse euch nicht, Leute. Sooft es mir möglich ist, komme ich zu euch.“

„Und aufnötigen lassen wir uns keinen Geistlichen,” fährt der Greis fort. „Sie sind uns von unserem Bischofe gesandt, und von der Regierung haben wir nie einen gefordert, deshalb kann die uns auch keinen nehmen.“

Jetzt begreift Hans Stelling die ganze Situation. Nun ist's so weit gekommen, wovon sein Bruder noch

gestern abend beim Essen gesprochen. . . . Es kocht ihm in der Brust, und der Gross erhitzt ihm das Blut. . . . Wenn jetzt . . .

Da kommt der Gendarm herein.

„Herr Kaplan Stelling?“ fragt er beim Eintritt in das offene Zimmer.

„Hier bin ich!“ Offen und frei tritt ihm der Geistliche entgegen.

„Ich bin beauftragt . . .“

Hans Stelling springt nach oben, um seinen Rock zu wechseln. Im Garten hat er einen alten Hausrock getragen. . . . Nach ein paar Augenblicken kommt er wieder die Treppe hinabgesprungen. Er drängt sich an seinen Bruder heran.

„Karl! Karl!“ ruft er, indem er einige Männer beiseite schiebt.

„Mein lieber Hans!“ Der Kaplan reicht ihm die Hand. „Bringe dem Vater meine Grüße. Sonntag ist Ostern. Dann werde ich bei euch sein. Leb' wohl!“

„Ich werde dich begleiten!“

„Nein! — Gehe zum Vater. Erwarte mich dort!“

Der Gendarm blickt etwas misstrauisch auf.

„Mein Bruder, Herr Leutnant a. D. Stelling,“ bemerkt der Kaplan.

Da legt der Diener des Gesetzes eine Hand an den Helm zum Gruß, ohne jedoch eine Miene zu verziehen.

„Ich habe nun alles geordnet,“ spricht Kaplan Stelling; „ausdrücklich protestiere ich hiermit gegen die Ausweisung. Ich füge mich nur der Gewalt, und nur gezwungen verlasse ich diesen Ort. . . .“

Draußen auf der Straße hat sich ein großer Menschen Schwarm angesammelt. Die meisten haben sich in ihre Sonntagskleider geworfen. Und nun rollt ein mit Blumen und Girlanden geschmückter Kutschwagen heran, um den scheidenden Priester aufzunehmen und bis zur Grenze des Kreises zu bringen. Wie nun der Kaplan, das Brevier in der Hand, an der Seite des Gendarms in der Tür erscheint, da braust ein dreifaches Hoch aus dem Menschenhaufen durch die sonst stille Dorfstraße. An der Seite des Gendarms nimmt Kaplan Stelling in dem Wagen Platz. Langsam geht es die Dorfstraße hinab — aus einigen Fenstern werden dem Scheidenden Veilchensträuße zugeschossen, — und hinter dem Wagen schreiten die Männer des Dorfes, alte und junge, und beten den Rosenkranz. Und durch die linde Luft zieht der klagende Schall der Trauerglocken. . . .

So nimmt Kaplan Stelling, der „renitente“ Priester, Abschied von seiner Herde. — —

Kurz nach Mittag nimmt auch Hans Stelling Abschied von Rehmke. Er hatte einige Tage Aufenthalt hier vorgesehen, aber nun, wo sein Bruder „kraft des Gesetzes“ wie ein Verbrecher vom Gendarm abgeführt ist, hält ihn nichts mehr, und es treibt ihn

mit aller Macht heim. In seines Bruders Arbeitszimmer hat er noch einen Brief geschrieben an Wienholds und ihnen darin alles mitgeteilt, was er seit seiner Abreise aus ihrem Kreise erlebt. . . . Was die nun sagen werden, wenn sie erfahren, wie es dem Karl ergangen. Und sein Vater erst, der alte, fromme Mann, der stets so begeistert für die Kirche und seinen katholischen Glauben eingetreten ist und seinen Stolz darin fand, daß sein Sohn dem Herrn als Priester am Altare dienen durfte. Wie hart mag den die Nachricht treffen. . . . Gut, daß es die Mutter nicht mehr erlebt hat, die mit ihrem weichen, teilnahmsvollen Herzen würde sich schier zu Tode grämen. . . .

Wie Hans Stelling an der Kirche vorbeikommt, blickt er noch einmal in das Gotteshaus. Ein paar alte Mütterchen schlürfen im Hauptgange herum und beten die Stationen. Die Sonnenstrahlen fallen schräg durch die bunten Chorfenster und spielen mit dem verhüllten Kreuzbilde auf dem Hochaltare. Die Ewige Lampe ist gelöscht, denn das heiligste Sakrament, der Kern und Mittelpunkt des katholischen Lebens, ist nicht mehr zugegen.

Ein eigenümliches Empfinden überkommt Hans Stelling, und in seinem Innern ringt sich die hadernde Frage empor: „Herr, Gott, warum läßt du das nur zu?“

Niemand ist, der ihm antwortet. Wohl hat seine Seele die Fesseln des Liberalismus gesprengt,

aber das warme Glaubensleben ist noch nicht wieder in voller Glut erwacht, und er versteht deshalb noch nicht die stumme Mahnung, die ihm das verhüllte Kreuzbild zuruft: „Selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen! . . . Durch Kreuz zum Sieg!“

3.

Der Abend des ersten Oftertages senkt sich nieder über Feld und Fluren, über Stadt und Land. Still und verträumt liegt unweit des Dorfes Lödinghausen der Finkenhof. Ein paar alte, knorrige Eichen recken ihre Äste wie schutzhüllend über das graugrüne, moosige Dach des Hauses, in dem schon seit mehr denn zwei Jahrhunderten die Stellings schalten und walten.

Der Besitzer des stattlichen Gutshofes steht am Fenster der Stube und blickt gedankenvoll in den dämmrinden Abend, der da draußen alles grau in grau spinnt. Die Linke hält die Mäserpfeife, während sich die Rechte auf die Stuhllehne stützt.

Vor kurzem hat er das siebenzigste Jahr vollendet, wo mancher zu beten anhebt: „Nun lässest du, o Herr, deinen Diener in Frieden fahren.“ Aber hochaufgerichtet, fest und stark wie die Eichen seines Hofes, so steht der Greis da in der halbdunklen Stube. Gewiß, auch er hat schon manchmal empfinden müssen, daß er nicht mehr zu den Jungen gehört, und er hat auch nie gescheut, an das Ende seines arbeitsreichen Lebens zu denken, ein Gedanke, der bei manchen nur

Furcht und Schrecken erzeugt. Frei und furchtlos kann er seiner letzten Stunde entgegensehen, und ihm wär's schon recht, wenn der liebe Herrgott seinen Boten senden würde, der ihn hinüberholte in die jenseitige Heimat, denn er hat oft geglaubt, sein Tagewerk getan zu haben. Aber nun wacht in seiner Seele doch noch die stille Bitte: „Herr, noch eine Spanne Zeit, wenn's dir recht ist . . .“ — Der Hans ist ja nun wieder daheim, der Scholle, dem Hofe zurückgegeben. Den Wunsch hat ihm der Vater im Himmel gnädig erfüllt. Wird sich schon bald einleben und ein echter Bauer werden . . . und wenn dann eines Tages eine junge Frau auf den Finkenhof kommt und er noch Enkel auf den Knien wiegen dürfte . . . Herrgott, das wäre der zweite große Wunsch. Wenn der noch erfüllt werden könnte, dann könnte der Bote Gottes wohl kommen. . . . Über doch noch einen Wunsch hat er jetzt, einen dritten: den Sieg zu erleben in dem Kampf, der sich zwischen Regierung und Kirche entwickelt hat. . . . Am Nachmittage noch hat er im Neuen Testamente gelesen, und er ist bei den Worten Christi an Petrus stehen geblieben: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen!“ Da hat er zu lesen aufgehört und seinen Gedanken Freiheit gegeben. Und die haben ihn fortgetragen in die Vergangenheit, in die ersten Zeiten des Christentums, wo ein fast dreihundert Jahre währender Kampf der Kirche wohl

Wunden schlug, aber auch glorreiche Siege brachte; in jene Zeiten, wo die Kirche mit herrschsüchtigen Kaisern und Königen zu ringen hatte; in die Zeiten der Glaubensspaltung, wo mancher schon das Ende der Kirche Christi gekommen glaubte. Bittere und harte Kämpfe haben sich da vor seine Geistesaugen gedrängt, aber stets ist diesen Kämpfen der Sieg der Kirche Christi gefolgt, gemäß der göttlichen Verheißung. Und er zweifelt gar nicht, daß auch aus diesem Kampfe, der der Kirche von siegberauschten Staatsmännern aufgezwungen ist, die Braut Christi siegreich und glorreich hervorgehen wird. Dann wird das Kreuz in neuer Herrlichkeit erstrahlen, und die verbannten Hirten werden im Triumph zu ihren verwästeten Herden zurückkehren. Auch der Karl, der am Karfreitag als verbannter Priester auf dem Finkenhofe angelommen ist. . . . Das noch erleben, Herr, wenn es sein könnte. . . .

Da kommt der Hütejunge in die Stube. Etwas zage bleibt er am Eingang stehen.

„Nun, Alois, was gibt's?“ fragt Stelling.

„Herr, da hinten in der Wiese liegen noch ein paar alte Pfähle, die wir nicht mehr brauchen. Dürfen wir die zum Osterfeuer nehmen?“

„Meinetwegen,“ gibt der Gefragte zur Antwort. „Aber macht's nicht zu toll. Weißt wohl, daß die Osterfeuer verschiedenenorts verboten sind.“

„Hier doch nicht.“

„Nein, hier noch nicht.“

„Ist doch auch eine uralte Sitte.“

Der Bursche geht wieder hinaus, und Stelling setzt seine Pfeife aufs neue in Brand und wendet sich wieder dem Fenster zu. Dort hinten über dem Tannenwalde geht der volle Mond auf. Und da auf dem Habichtsberge beginnt ein Feuer aufzuleuchten, das Osterfeuer, wofür die Burschen schon tagelang allerhand Brennmaterial zusammengeschleppt haben. Nun wirbeln die Funken wie ein sprühender Regen in die warme Abendluft, nun lodern die Flammen weit in die Lande hinaus. Und Gesang wird hörbar. Stelling lauscht und vernimmt die Worte:

„... Ihm kann kein Siegel, Grab noch Stein,
Kein Felsen widerstehn,
Schließt ihn der Unglaub' selber ein,
Er wird ihn siegreich sehn. . . .“

Ein Echo, eine innere Befriedigung lösen diese Worte in Stellings Seele aus. Sie sind ja auch nur geeignet, seine Zuversicht, seine Siegesgewissheit zu stärken. Und so zieht nach all seinem Sinnen und Grübeln eine recht selig-frohe Osterstimmung in seine Brust ein. —

Das Abendessen vereinigt ihn mit seinen beiden Söhnen in der kleinen Stube.

Nach der Mahlzeit verläßt Karl das Zimmer, um gleich darauf im grauen Reiseanzuge wieder einzutreten.

„Nun wird's Zeit für mich, daß ich zur Bahn komme.“

„Willst du wirklich fort, Bruder?“ fragt Hans.

„Natürlich. Die mir anvertrauten Seelen sollen die Ostertage doch eine heilige Messe haben. — Um 11 Uhr verlasse ich den Zug. 1 Uhr bin ich in Rehme. Um 4 Uhr ist Messe, und um 5 Uhr fährt mich der Bergschulze selbst wieder zur Bahn. — Um Mittag herum denke ich wieder hier zu sein.“

„Sollen wir dich mit dem Wagen auch abholen?“

„Ist nicht nötig, Vater. Es sind ja nur zwei Stunden zu gehen, und die sind bei dem schönen Frühlingswetter eine Erholung.“

„Gehen? — Wenn es dir möglich ist. Wenn dich die Polizei nicht aufs neue unter ihre weitreichenden Fittiche genommen hat,“ meint Hans mit sarkastischem Lächeln.

„Dem Mutigen gehört die Welt, Hans. — Gott wird schon helfen.“

„Wissen die Leute denn Bescheid, Karl?“ fragt dann der Vater.

„Die sind benachrichtigt. — Doch nun wird's Zeit. Soll der Heinrich fahren?“

„Nein, ich fahre selbst. Der Abend ist ja so angenehm.“

„Und ich begleite euch,“ fällt Hans ein.

Nach einer Viertelstunde rollt ein Wagen vom Finkenhof in die schweigende, feierliche Mondnacht.

Der alte Stelling hat die Zügel in der Hand, ihm gegenüber sitzen seine beiden Söhne: Hans, der ehemalige Offizier, und Karl, der ausgewiesene Priester, der nun unter dem Schleier der Nacht seinen bisherigen Wirkungskreis wieder zu erreichen suchen will, um inmitten seiner verwaisten Schäflein das heilige Meßopfer zu feiern. —

Um Morgen des zweiten Ostertages macht der alte Stelling mit seinem Sohne Hans einen Spaziergang in die Felder. Da erklärt er ihm, was in den nächsten Tagen alles zu tun ist, und Hans lauscht wie ein lernbegieriger Schüler.

„Es freut dich doch, Vater, daß ich wieder daheim bin, was?“ fragt Hans im Laufe des Gespräches mit schalkhaftem Lächeln.

„Das tut's, Junge! — Und schau mal umher: Rings um dich herum liegen unsere Ecker, Wiesen und Waldstücke und da der alte Finkenhof. Ich konnte mich nicht an den Gedanken gewöhnen, daß das alte Stellingsche Erbgut in andere Hände übergehen, daß es einen anderen Namen tragen sollte. Weißt du, wir Bauern fühlen uns auf der angestammten Scholle wie Könige, frei und reich. Und ich meine, es müßte dieser Gedanke dich auch ganz glücklich machen.“

Hans nickt lachend: „Das tut er ja auch, Vater.“

„Na also! Hab' ich doch auch recht. — Und dann, Junge, daß ich's dir nur gleich schon sage,“ der alte Mann hat seine Schritte gehemmt und blickt seinem

Sohne nun tief in die Augen, „sieh zu, daß bald wieder eine Frau auf den Hof kommt. Bist alt genug dazu, und Zeit ist es wirklich. . . .“

„Bist ja recht besorgt, Vater, daß der Name Stelling aussterben könnte.“

Der Vater überhört des Sohnes lachende Bemerkung und fährt fort: „Ich lasse dir ganz freie Wahl, nur eine Berlinerin, die darfst du mir nicht bringen.“

„Sei nicht bange, Vater!“

„Brauchst dich nur umzusehen. Wirst schon genug finden. Gleich unser Nachbar Dilius hat zwei Töchter auf dem Hofe, stattlich und kräftig. Was meinst du dazu?“ Forschend ruhen des Vaters Augen auf dem Sohne.

„Dilius?“ fragt Hans erstaunt. „Wohl, ich erinnere mich der beiden Töchter noch von früher. Hab sie nun seit langem nicht gesehen. — Aber, Vater, wär' dir das denn recht? Sagtest du denn nicht gestern abend, die Dilius hätten sich der altkatholischen Bewegung angeschlossen? — Weißt du, Vater, da in Berlin hab' ich es manchmal nicht so genau genommen mit den religiösen Pflichten, das bekenne ich ganz offen. Aber nun, wo ich wieder in der Heimat bin, wo ich wieder auf katholischem Boden stehe, wo ich all die Vorkommnisse der letzten Zeit bedenke, da urteile ich doch anders über die Sache. Und da meine ich: Wenn die Stellings immer gut katholisch waren und

treu zur Kirche standen, dann paßt von den Dilius
keine auf unseren Hof, Vater."

Des alten Mannes Augen leuchten auf bei diesen
Worten seines Sohnes. „Hans, das läßt dich Gott
sprechen. Das nur wollt' ich hören! — Hier, gib mir
die Hand! — Jetzt bin ich zufrieden, nun ist mir um
dich nicht bange.“

Ganz glücklich stehen sich die beiden Männer
gegenüber, und die Ostersonne umfaßt sie und hüllt die
Welt um sie her in Licht und Wärme.

„Da fürchtest du also nicht, daß ich eine verkehrte
Wahl treffe, Vater?“

Der alte Stelling schüttelt den grauen Kopf:
„Wenn du die Grundsätze hochhältst, dann . . .“

„Und wenn ich dir nun eine aus der Stadt brächte,
was dann?“

„Aus der Stadt? Aus welcher Stadt?“ fragt
der Alte erstaunt.

„Du weißt, Vater, daß ich mich einige Tage in
Paderborn bei Wienholds aufgehalten habe. Du
kennst deren Töchter. Die älteste, die Lisbeth, will ja
ins Kloster, aber die jüngere, die Regina — ich will's
dir gestehen — hat einen tiefen Eindruck auf mich ge-
macht, und die möchte ich mir wohl für die Zukunft als
Frau zur Seite wünschen. Wäre die dir recht, Vater?“

„Die Wienholds Regina?“

„Die mein' ich, Vater!“

„Hm, hm,“ macht der Alte und streicht seinen grauen Bart und blickt gedankenvoll in die Weite.

Der Hans sucht in den Mienen des Vaters zu lesen, aber er weiß nicht, was er darin lesen soll. Da fragt er nach einem Weilchen wieder: „Was meinst du dazu, Vater?“

Da wendet der Vater ihm das Gesicht wieder voll und ganz zu, und während die Finger noch immer den Bart zupfen, antwortet er: „Hab' sicher nichts gegen die Wienholds, gar nichts; im Gegenteil, wir sind ja doch genug in der Freundschaft, und das schon seit Jahren, und es sind gute Leute, wirklich wahr, gute Leute, aber . . . aber . . .“

„Na, was denn, Vater?“

„Ich meine, auf so einen Gutshof müßte schon eine vom Lande.“

„Ach so! Du fürchtest, daß . . . aber weshalb, Vater? Wenn das deine ganze Sorge ist; ich meine, das sollte dich nicht zaghaft machen. . . . Und, Vater, ich bin ja auch noch ein halber Städter und muß mich erst wieder einleben, und ich glaube, die Regina würde das auch schon. . . . Und hast du denn ganz vergessen, daß auch unsere gute selige Mutter eine Städterin war? Hättest du dir denn eine bessere Frau wünschen mögen?“

„Nein, Junge, nein,“ spricht der Vater etwas bewegt. „Eine bessere wie die Mutter gab's ja nicht.“

„Na, also!“

„Da hör' mal hier: Ich kenne die Regina ja auch, ist ja ein kreuzbraves Mädel, und ich glaube ja auch, daß sie dir eine gute Frau und mir eine liebe Schwiegertochter würde, aber . . . nur . . . Na, wird auch schon werden. — Will sie denn wohl?“

Dem Hans jubelt das Herz in der Brust vor lauter Freude und Glückseligkeit, und nun muß er gar laut auflachen bei des Vaters Frage.

„Da fragst du schon etwas viel, Vater! — Ich hab' dir nur gesagt, daß sie auf mich einen tiefen Eindruck gemacht hat und ich sie mir wohl als Frau wünschen möchte. Gefragt habe ich sie noch nicht. Habe auch noch nie eine diesbezügliche Andeutung gemacht.“

„Das hast du noch nicht?“ staunt nun der Vater.

„Ich konnte doch nicht mit der Tür ins Haus fallen.“

„Dann will ich dir mal was sagen: Eine Frau tut dem Hause not, das ist sicher; und die Regina möchtest du am liebsten, das ist auch sicher. Da will ich mal den Freiwerber machen. — Bin ja schon über die Siebenzig, aber ich meine, dazu habe ich doch noch den nötigen Schliff. — Ist's dir recht?“

„Vater, ganz recht! — Eine größere Freude kannst du mir nicht bereiten.“

„Na, wollen mal sehen!“

Dann wandern Vater und Sohn wieder weiter durch die Fluren und Felder, bis sie zu dem Holzkreuze

kommen, das auf einem kleinen Hügel, von einer Linde überschattet, dort steht, wo die Grünende des Finkenhofes mit denen des Feldhofes zusammenstoßen. Alt ist das schlichte Heiligtum, alt und moosgrün von Wind und Wetter, nur der Korpus ist frisch gestrichen und leuchtet hell hervor. Im Jahre 1812 hat man an dieser Stelle eines Morgens einen Sohn vom Feldhause, der mit dem Heere Napoleons nach Russland gezogen war, tot aufgefunden. Er war einer von den Wenigen gewesen, die nach dem Zusammenbruch der großen Armee zerlumpt und elend nach Deutschland zurückkamen. Hier in der Nähe des elterlichen Hofs war er vor Erschöpfung zusammengebrochen. Da hat man an dieser Stelle das Kreuz errichtet.

Aus dem Dunkel einer Tannengruppe kommt nun ein Mann auf die beiden zugeschritten. Eine große, kräftige Gestalt mit bartlosem Gesicht und stahlgrauen Augen. Dilius ist es, der Besitzer des Feldhofes, der sich ebenfalls auf einem Gange durch die Felder befindet und nun den beiden die Hände zum Gruß entgegenstreckt.

„Morgen, Franz! — Und hier — ist's denn möglich — hab' mir die Augen bald aus dem Kopfe geguckt — der Herr Leutnant?“

„Leutnant a. D.,“ lacht Hans; „n Morgen, Nachbar Dilius. Für den alten Nachbarn bin ich wieder der Hans, wie früher auch; den Leutnant laßt nur fort. — Werde nun dem Vater den Pflug aus

der Hand nehmen, und wir zwei werden hoffentlich ebenso gute Nachbarn werden, wie es die Dilius und Stellings stets waren."

„Freut mich, das zu hören, Hans, und ich will alles tun, daß es so bleibt. — Also in der Heimat bleibst du nun? Das ist vernünftig. Der Vater kann schon Hilfe brauchen. Alle Achtung vor dem Soldatenstande, aber es geht doch nichts über den freien Bauernstand. Und man hat nur eine Heimat.“

„Das habe ich dieser Tage schon eingesehen, Nachbar. Nur schade, daß ich so manches anders gefunden habe, als es sein sollte.“

Der Dilius merkt wohl, was der Hans sagen will, aber er geht nicht darauf ein. Er fragt nur: „Aber warum bist du nicht schon mal herübergekommen?“

„Er ist erst am Freitag gekommen, Wilhelm,“ entschuldigt der Vater die Unterlassung der nachbarlichen Pflicht.

„Dann denk' ich aber, daß ihr beiden heute nachmittag mal den Weg zum Feldhöfe findet. — Die zu Hause werden sich wundern, wenn ich das erzähle.“

„Wollen sehen, wenn's möglich ist. Sonst die nächsten Tage mal.“

Noch eine Weile plaudern die drei über Wetter und Feldbestellung, bis der alte Stelling endlich zur Heimkehr mahnt.

„Ist doch noch immer der Alte, unser Nachbar Dilius,“ meint Hans, wie er mit dem Vater über die Feldwege heimgeht, „hat sich wenig verändert. — Unverwüstlich!“

„Nur schade, daß er sich in seinen Gesinnungen so geändert hat,“ entgegnet der Vater, „war sonst anders, ganz anders.“

„Was hat ihn denn dazu getrieben?“

Der Alte zückt die Schultern. „Weiß ich's? Man munkelt wohl, daß es auf dem Hofe den Krebsgang gehen soll und daß er eine Summe Geldes, die er vor ungefähr einem Jahr aufgenommen hat, nur unter der Bedingung erhalten haben soll, daß er sich den Altkatholischen anschließe.“

„Das begreife ich nicht. Waren doch immer ganz gute Verhältnisse.“

„Waren's mal. Aber solange das junge Weib, das er wiedergeheiratet hat, auf dem Hofe ist, soll's hapern. Soll eine recht unfreundliche und zänkische Frau sein; und Dilius sucht seinen Ärger herunterzutrinken. Nun kannst du's dir denken, wie es geht.“

„Ist das wirklich so, Vater?“ staunt der Hans.

„Ja, das ist so. — Aber das mit dem Gelde, das weiß ich nicht genau.“

Der Hans schüttelt ein paarmal bedauernd den Kopf. „Tut mir wirklich leid. Und wenn es so sein sollte mit dem Geldleihen, dann tut er mir doppelt leid. Das hätt' ich ihm nicht zugetraut, daß er des

Geldes wegen zum Verräter werden sollte an seinem Glauben. — Möchte nun schon am liebsten den Hof gar nicht betreten, Vater.“

„Das wirst du schon anstandshalber müssen, Junge. Da du nun hier bleibst, ist's eine nachbarliche Pflicht. — Brauchst dich ja nicht weiter zu geben, wie nötig ist. Und Feuer wirst du ja dort wohl nicht fangen, da du Absichten auf Wienholds Regina hast.“

„Nein, Vater, gewiß nicht, deswegen sei nur ohne Sorge.“ —

Kurz vor Mittag stellt sich auch Karl Stelling wieder auf dem Finkenhofe ein. Wie ein echter Wandersmann, den Mantel über den Arm gehängt, das Gesicht von der Wärme gerötet und in der Hand den Stock, so kommt er von seiner heimlichen Pastorationsreise zurück. Der Vater und Hans sitzen im Sonnenschein vor dem Hause auf der Bank, die sich an den Stamm einer Eiche lehnt.

„Glücklich zurück?“ ruft Hans dem Heimkehrenden schon auf einige Schritte Entfernung entgegen.

„Wie du siehst, Bruder,“ antwortet Karl, indem er sich scheu umblickt, ob nicht auch ein Unberufener in der Nähe ist. Da er niemand gewahrt, setzt er sich zu den beiden unter den Baum, wischt den Schweiß von der Stirn und beginnt mit vor Freude leuchtenden Augen: „Das hat mal gut gegangen. Und will's Gott, so ist es nicht das letztemal gewesen.“

„Was meinst du aber, wenn man dich verraten hätte?“

„Wer hätte das tun sollen? Aus dem Dorfe sicher keiner. Auf die Leute kann ich mich verlassen. Die sind ja froh, daß sie Gelegenheit zur Erfüllung ihrer religiösen Pflichten haben, und da sollte ein Verräter darunter sein? Nein, Hans, da kennst du unsere Landleute aber nicht. — Und wenn ich wirklich noch einmal ausgewiesen würde und gar eine Strafe über mich verhängt werden sollte, meinetwegen das Schlimmste, Einkerkerung, glaubst du, ich würde deshalb Scheu haben? — Gerade die Gefahr erhöht den Mut. Nun, wo ich mich auf Schleichwegen meiner Herde nähern muß, wo ich den Gläubigen nur bei Nacht und Nebel die heiligen Sakramente spenden, das heilige Opfer feiern kann, wo die Leute bis auf den letzten Mann sich in der dunklen Kirche einfinden, nun ist's mir, als ob die ersten Zeiten des Christentums mit ihrem Glaubensmut wieder angebrochen seien. Und wie die Kirche jene Perioden glorreich und siegreich bestanden hat, so wird sie auch aus diesem Kampfe neugestärkt und ehrenvoll hervorgehen, des bin ich gewiß!“

„So wird's auch sein, Karl,“ fällt der Vater mit bewegter Stimme ein, „der alte Gott lebt noch. Und es haben schon größere Geister als unsere heutigen Staatsmänner versucht, die Kirche zu knechten oder sie zur Dienerin des Staates zu machen, aber all

ihr Tun war nur eitel und nichtig. Die Kirche ist von Gott auf einen Felsen gebaut, und der trotzt allen Seitenstürmen, wie heftig die auch toben mögen, bis ans Ende der Welt."

4.

Unter der alten Eiche des Finkenhofes sitzen Stelling und sein Nachbar Dilius. Das Gold der sinkenden Sonne blickt durch das Gezweige des Baumes und spielt mit den weißen Haaren der Männer, die vor sich hinstarren ins Weite und doch nichts sehen von all der Frühlingsherrlichkeit, die da im Tal und an den waldigen Bergeshängen ausgestreut ist. Auf dem Hofe sind die Knechte mit dem Abschirren der vom Felde heimgekehrten Gespanne beschäftigt. Der Hofherr, der sonst alles genau überwacht, hat nun keine Blicke dafür. Ernst und schweigend sitzt er da.

Nun beugt sich Dilius etwas zu ihm herüber und schaut ihm in die Augen. „Was meinst du, Franz, wär's nicht schön so?"

Dem alten Stelling zuckt gar keine Wimper. Gleichmütig blickt er geradeaus, nur an den dichten hervorquellenden Rauchwolken seiner Pfeife merkt man, daß es in ihm wogt und ringt. . . . Kommt ihm der Dilius mit so einem Plan, der, genau betrachtet, gar so übel nicht wäre, wenn er nicht vom Dilius käme, vom Dilius, der seinen Glauben für ein Linsenmus verkauft hat. . . . Wäre ja ein herrliches Gut,

just wie ein kleiner Fürstensitz, wenn die beiden Gehöfte zusammengeschlagen werden könnten. . . . Der Sohn und Namenserbe fehlt dem Nachbar, also bleibt der Hof der ältesten Tochter, der Berta. . . . Aber nein, es wird nichts draus, so verlockend die Geschichte auch auf einen Augenblick ausschaut. Der Hans hat seine Wahl getroffen, und er hat sie schon längst im stillen gesegnet, und wäre dies auch nicht der Fall, der Hans noch frei, dennoch könnte nichts draus werden. Bisher haben die Stellings stets treu zum katholischen Glauben gestanden, haben der Kirche im Laufe der Zeit Ordensleute und Priester geschenkt — da kann's gar keine Gemeinschaft geben mit einer Familie, wo die Religion als Geschäftsobjekt betrachtet und wie ein Gewand nach Belieben gewendet wird. . . . Die treiben ihre Werbungen ja jetzt recht deutlich und offen, wirklich wahr . . . , da ist's am besten, er fährt mal nach Paderborn, nach Wienholds, spricht mit der Regina und schiebt so vor die Geschichte einen Riegel, dann ist's vorbei, ein für allemal vorbei. . . .

„Kommst wohl zu spät mit deinem Plane, Wilhelm,“ gibt er endlich seinem Nachbar zur Antwort, „der Hans ist nicht mehr frei.“

„Schon verlobt?“ fragt Dilius erstaunt.

„Verlobt im landläufigen Sinne wohl noch nicht.“

„Nun, dann ist's doch auch noch nicht zu spät. Red' ihm du doch etwas zu, daß er seine Neigung auf eine andere Richtung einstellt, denn . . .“

Der alte Stelling wendet sich voll herum: „Das mutest du mir zu, Wilhelm? — Für solch eine Verräterei bin ich nicht zu haben, daß du es nur gleich weißt.“

„Verräterei — was heißt Verräterei?“

„Etwas anderes ist's nicht! — Ich weiß, daß der Hans irgendwo Absichten hat — und er ist ja alt genug, selbst wählen zu können —, ob er da nun schon einen Ring am Finger trägt oder nicht, das spielt keine Rolle. Es wäre eine Verräterei, wenn er seine Überzeugung irgend eines Vorteils willen wechseln wollte. . . . Ich meine, was man einmal für recht erkannt hat, das muß man auch hochhalten. . . . Der Mensch soll keine Wetterfahne sein.“

Recht eifrig und erregt hat der alte Stelling gesprochen, und der andere mag wohl merken, was in den Worten alles liegt und worauf sie auch gemünzt sein sollen. Er findet deshalb auch nicht gleich eine passende Antwort, rüdt nur verlegen auf der Bank hin und her und macht ein paarmal nur: „Hm, hm!“ mit Kopfschüttelnder Bewegung, so daß man schon nicht weiß, was es heißen soll.

So ist's ein Weilchen ganz still zwischen den beiden. Hoch über ihnen im Geäst des Baumes zwitschern die Vögel ihre Abendweisen, und die sinkende Sonne wirft rotgoldene Strahlenbündel über den Hof und umschmeichelt die ernsten Männer. Da werden auf einmal lebhafte, schäkernde Stimmen laut. Die

zwei horchen auf — nur einen Augenblick. Nun kommen vom Fahrwege her zwei junge Menschenkinder auf den Hof geschritten auf die erstaunten Alten zu: Hans Stelling und Berta Dilius.

Überrascht blicken die beiden Alten auf. Auf Dilius' Mienen zeigt sich ein befriedigendes und frohes Lächeln, während Stelling misstrauisch staunt und finnt, wie der Hans nur zu der Begleitung gekommen sein mag. . . .

„Guten Abend, Onkel Stelling,“ lacht das junge Mädchen und tritt auf den immer mehr staunenden Nachbar zu. „Traf im Dorf liebe Gesellschaft, den Hans hier, und da ich beim Näherkommen den Vater hier sprechen hörte, konnte ich doch nicht so vorübergehen.“

„Recht Mädchen, recht; bist ja doch lange nicht auf dem Finkenhofe gewesen,“ antwortet der alte Stelling ziemlich gezwungen. Ihn widert der joviale Ton an, den sich die Nachbarstochter herausnimmt. Und „Onkel“ nennt sie ihn . . . zum Lachen! . . . Raum, daß sie bisher grüßte. — Wer da nicht merkt, wie der Wagen läuft, na, der muß doch schon hinter dem Monde zu Hause sein. — Aber dem soll doch bald ein Ende gemacht werden. . . .

„Schade genug, Onkel Stelling, daß wir als Nachbarn nicht innigeren Verkehr hatten. — Und an der Zeit wäre es schon, wenn es mal anders würde.“

Der alte Stelling hört nicht mehr auf das Geplauder des jungen Mädchens. Er blickt prüfend und forschend zu seinem Sohne auf, der seiner Tasse einige Briefsachen entnimmt.

„So, Vater,“ sagt der Hans ruhig und fest, „hier hast du etwas Neues. Und hier die Zeitung hab' ich auch mitgebracht. Da drin steht's: Mallindrodt ist tot!“

„Was sagst du da, Junge, Hermann von Mallindrodt? — Aber das kann doch nicht gut sein. Hat ja dieser Tage noch so herrlich im Landtage gesprochen.“

Der alte Stelling schiebt seine Pfeife in die Brusttasche und greift mit sichtlicher Erregung nach dem Volksblatte, während Dilius und Tochter schweigend seinem Tun zuschauen.

„Wahrhaftig,“ kommt es wehmütig aus des alten Hofsärrn Mund, wie er die Zeitung auseinandergefaltet hat. „Da steht's groß und fett: Hermann von Mallindrodt tot!“

Und halblaut liest er weiter: „Der wadere Reichstags- und Landtags-Abgeordnete Dr. Hermann von Mallindrodt (Regierungsrat. a. D. und Rittergutsbesitzer zu Nordborchen bei Paderborn) ist am 26. Mai, morgens 10^{1/4} Uhr, in Berlin im Alter von 53 Jahren und 4 Monaten sanft im Herrn entschlafen. Um Tage vor dem Landtagsschlusse, am 20. d. Mts., wurde er von einer Rippenfell-Entzündung befallen. Leider nahm die Krankheit durch eine Lungenentzündung, die

am Pfingstfeste eintrat, eine sehr bedenkliche Wendung. Er wurde mit den heiligen Sterbesakramenten verschen — und entschließt dann am 26., mit der einen Hand die Rechte seiner jungen Gattin, mit der anderen das Kreuz, für welches er im heiligen Kampfe sich aufgerieben, fest umfassend. — Die sterblichen Überreste werden nach Paderborn überführt und von da aus am 29. resp. 30. d. Monats auf dem Mallindrodt-schen Gute Böddeken beigesetzt werden."

Der alte Stelling blickt eine ganze Weile mit tränенfeuchten Augen ins Weite. Die anderen versuchen einige Worte zu sprechen, aber er hat gar keine Antwort für sie. Und Dilius fühlt sich recht befangen, er weiß, daß er mit seinen religiösen Gefinnungen dem Nachbar gegenübersteht, er wäre nun am liebsten daheim. Die Berta ist auch ganz still geworden und wirkt nur ab und zu einen forschenden Blick auf den Hans, der sie aber nicht weiter beachtet.

„Das ist für unsere katholische Sache ein harter Verlust," spricht der Hans dann halblaut zu Dilius, „hab' ihn gekannt, den Mallindrodt. War einige Male in freier Zeit Zuhörer bei den Landtagsdebatten. Vergesse es nicht: Einmal — es stand gerade das Jesuitengesetz zur Beratung — focht er einen Strauß aus mit Bismarck und der Regierung. Solch eine gewaltige und packende Rede hatte ich noch nie gehört, und ich hätte in dem Augenblicke nicht Bismarck sein mögen. Man sah es dem Manne an: er war begeistert für Wahrheit, Recht und Freiheit.“

Die Berta weiß nicht, was sie zu den Worten sagen soll. Sie wiegt nur ein paarmal den Kopf und schweigt sein still. Ihr Vater meint ziemlich tonlos: „Ja, ja, war ein tüchtiger Mann!“

„Ein tüchtiger Mann, Wilhelm?“ Groß hat sich der alte Stelling aufgerichtet, und seine Augen leuchten, „ein Held, ein gottbegnadeter Kämpfer war's. Hermann von Mallindrodt war einer der Edelsten und Besten, die Deutschland je besessen, und die Katholiken, deren Sache er bei seiner außerordentlichen Begabung mit so voller Überzeugungskraft und unerschrockenem Mute verteidigt hat, werden ihn nie vergessen, nie!“

Dilius findet keine passende Gegenrede. Es wird ihm immer ungemütlicher. . . . Daß der Hans auch die Zeitung jetzt abgeben mußte, wo das Gerede eine ganz andere Richtung hatte und die beiden jungen Leute seinem Plane entgegenkamen. Nun fühlt er's, wie sich die Gegensätze verschärfen. Um einem unliebsamen Zusammenstoß in der Rede, der schließlich das letzte Fünfchen Hoffnung tilgen würde, auszuweichen, verabschiedet er sich mit freundlichen Worten von den beiden Stellings. Ziemlich ernst und schweigend gehen Vater und Tochter dahin.

Dem alten Stelling ist's recht, daß die zwei gegangen sind, er hat ihre Gegenwart nur lästig empfunden, und wie der Wilhelm sich die Äußerung gestattete in bezug auf Mallindrodt, da kam sie ihm

fast wie eine Entweihung vor. Nun fühlt er sich wieder freier.

„Morgen früh fahre ich nach Paderborn,“ spricht er dann entschlossen zu seinem Sohn. „Da will ich unserm lieben, unvergesslichen Hermann von Mallinckrodt die letzte Ehre erweisen. Das hat er um uns verdient. — Und dann werde ich auch eine andere Angelegenheit ins reine bringen, denn dies Techtelmechtel hier soll ein Ende haben. — Du weißt ja wohl, was ich meine.“

Der Hans blickt groß auf. Fragend und erstaunt sind seine Blicke auf den Vater gerichtet. Eine andere Angelegenheit will der Vater ordnen? O, er weiß schon, was das sein soll; das kann sich nur um seine Herzensangelegenheit handeln. Aber das andere, was da gemeint ist. . . .

„Tchtelmechtel, Vater? Ich verstehe dich nicht.“

Des Vaters blaugraue Augen scheinen den Sohn durchforschen zu wollen. „Nun sei mal offen und aufrechtig! Wie kamst du mit dem Mädchen da“ — er deutet mit dem Daumen der Hand über die Schulter nach dem Feldhöfe — „zusammen?“

„Na, Vater, du kennst doch deinen Sohn. Diese Begleitung war mir sicher nicht angenehm. Aber als ich in der Post im Dorfe mit ihr zusammentraf und sie sich mir ganz freundschaftlich anschloß, konnte ich sie doch schließlich nicht zurückweisen.“

„Du hast sie nicht gesucht?“

„Vater!“

Da reicht der Vater dem Sohne die Hand. „Na, Hans, dann laß es gut sein. Mußt mir den Verdacht schon verzeihen. Aber die Gedanken waren mir einmal gekommen. Und die Gesellschaft da treibt mit offenen Segeln ihrem Ziele zu. Wer das nicht merkt, na . . . Drum geh' ich auch nach Wienholds. Hab's dir ja versprochen, wegen der Regina den Freiwerber zu machen. Da kann man sich den Dilius vom Halse halten. Und will's dann Gott, dann macht ihr noch diesen Herbst Hochzeit, damit hier auf dem Hofe mal wieder alles ein anderes Gesicht kriegt. Weißt ja selbst wohl, wie es geht. Die alte Gertrud ist ja ganz gut, aber sie kann nun auch nicht mehr recht und, na . . ., sie ist eben nicht die Frau, die ein ganz anderes Interesse hat. . . .“

Der Hans beißt an den Spitzen seines Schnurrbartes, um seine Freude zu verbergen. In seinem Herzen jubelt's und singt's wie in einem Walde zur Frühlingszeit, aber er will es doch nicht so offen zur Schau tragen. Es könnte der Vater ja auch leicht eine andere Antwort als gewünscht mit zurückbringen. . . . Aber nein, das wird schon nicht sein, so weit kennt er die Regina doch schon. . . . Dann die Freundschaft, der Vater selbst. . . . Da müßte es doch schon sonderbar zugehen, wenn es anders käme.

„Wär' es dir recht, wenn ich mitführe? — Ich möchte auch wohl an der Beerdigung teilnehmen.“

„Beerdigung!“ lacht der Alte laut auf. „Nenn das Kind nur mit dem rechten Namen. — Besser ist's, wenn du hier bleibst. Weißt ja, was alles hier zu tun ist. — Und das andere kommt dir schon früh genug.“

Um anderen Morgen in aller Herrgottsfrühe fährt der Hans den Vater zur Bahnstation.

Der alte Stelling hat seine Maserpfleife in Brand gesetzt und blickt aus dem Fenster des Abteils in die grünende, blühende Pracht, die da an seinen Augen vorüberfliegt. Berge und Täler, Felder, Gärten und Wälder, alles prangt im frischgrünen Schmuck des Frühlings, so daß einem jeden das Herz schon aufgehen muß vor lauter Freude und Seligkeit. Aber Stelling sieht gar nicht die herrlichen Lenzesbilder, seine Gedanken sind ernst, und die Falte auf der Stirn zeugt von anstrengendem Sinnens. . . . Der Mallinckrodt tot, den er stets so verehrt hat. . . . Gerade als ob der liebe Herrgott das katholische Volk verlassen hätte — daß er ihm jetzt, zu dieser Zeit, wo die Feinde der Kirche wie gierige Löwen daherstürmen, seinen Führer, seinen Hauptkämpfer nimmt. . . . Aber wird schon so recht sein, und mag ihm der liebe Herrgott die zweifelnden Gedanken verzeihen. Ist ja schon öftmals in der Geschichte der Kirche so gewesen, daß es aussah, als ob alles drunter und drüber ginge, und hernach ist stets ein herrlicher Sieg daraus geworden; die Kirche hat noch immer über die Feinde triumphiert . . . und wird's auch in diesem Kampfe tun,

ganz sicher, wenn auch in die Schar der katholischen Streiter durch den Tod Mallindrodt's eine große Lücke gerissen ist. — Ganz sicher, einmal kommt der Triumph über die Staatsgewalt, und den möcht' er noch erleben. . . .

Mit herzlicher und aufrichtiger Freude wird der alte Stelling bei Wienholds aufgenommen.

„Wir hatten Sie auch alle erwartet,“ versichert ihm die Regina mit lachendem Munde, als sie nach dem Frühstück mit dem Gast einen Augenblick allein im Zimmer ist. „Es sind ja auch schon viele Fremde zur Beisetzung gekommen, auch vom Reichstage und Landtage sollen Deputationen angekommen sein. — Aber wollte Hans denn nicht mit?“

„Hans?“ Der alte Stelling sieht mit schalkhaftem Lächeln zu dem Mädchen auf, das nun rot wird wie eine Kirsche und sich verlegen dem Fenster zuwendet. — Da weiß er genug.

Bald darauf kommen die Eltern wieder herein. Da huscht die Regina hinaus.

Und wie die Alten am Tische sitzen und im gemütlichen Plauderton über Welt und Zeit sprechen, da kommt auch jählings das Gerede so, daß der alte Stelling mit seiner diskreten Angelegenheit herausrücken kann.

„Ihr meint, warum der Hans nicht mitgekommen ist? — O, der wollte schon mit, aber es ging ja nicht gut. Ist draußen nun allerhand zu tun.“

„Hat sich nun wohl ganz eingelebt, der Hans?“ fragt Frau Wienhold, von ihrem Strümpfe aufsehend.

„Ganz und gar, wie ich's nicht besser wünschen könnte. — Er ist jetzt ganz Landwirt.“

„Wer hätte das gedacht?“ meint der alte Wienhold. „Dachte immer, er wäre nur Soldat durch und durch.“

„War er, war er, aber nun ist's anders. Und die kirchenpolitischen Kämpfe der Gegenwart haben seinen Sinn, der recht nationalliberal gefärbt war, auch mitgeändert.“

„Freut uns wirklich. . . . Da hast du einen tüchtigen Nachfolger. Wäre ja auch schade, wenn das Gut in andere Hände käme. — Nun muß er sehen, daß er eine gute, brave Frau kriegt.“

Da lacht der alte Stelling in seinen grauen Bart. „Gute, brave Frau; das ist der Punkt, um den sich seine Zukunft dreht. — Und was meint ihr, da ist der Dilius, mein Gutsnachbar, der hat zwei heiratsfähige Töchter, und die geben sich alle Mühe, den Hans einzufangen.“

„Na, wär' doch nicht verkehrt,“ unterbricht ihn der alte Kaufmann. „Nachbarstochter — auch vom Gutshofe — ich meine, das paßte schon.“

„Aber der Hans macht sich gar nichts draus, gar nichts.“

„Will doch wohl nicht ins Kloster?“

„O nein, er hat auch Heiratsgedanken. — Über ratet einmal, was er sich für eine ausgesucht hat, oder besser gesagt, worauf er sein Auge geworfen hat?“

Die beiden Wienholds schauen ihren Gast groß und fragend an.

„Ja, wer kann das raten? — Ist sie uns denn bekannt?“

„O ja, sie ist euch bekannt,“ antwortet Stelling mit schalkhaftem Lächeln.

Ein Weilchen sinnen die zwei, dann schütteln sie die Köpfe.

„Dann will ich's euch sagen: Regina!“

„Regina? — Was für eine Regina?“

„Eure Regina!“

„Unsere Regina?“ dehnen die beiden Wienholds gar lang heraus und schauen sich dann einander an, um zuletzt ihre Blicke groß und fragend wieder auf ihren Gast zu richten.

„Ja, ja, ist so. Und das ist auch der Grund, daß ich heute in euer Haus gekommen bin.“

„Davon wissen wir ja noch gar nichts,“ spricht die Mutter halb entrüstet, halb erstaunt.

„Glaub' ich wohl! — Die zwei haben sich ja selbst über diesen Punkt noch nicht ausgesprochen, kaum, daß sie wieder einander bekannt geworden sind. Aber der Hans hat mir gestanden, daß er nur die Regina zur Frau haben möchte, nur die. Da hab' ich es denn übernommen, den Freiwerber zu machen, und ich frage

euch hiermit, meine Lieben, seid ihr damit einverstanden, daß die Regina als Frau auf den Finkenhof zieht? — Was meint ihr?"

Die Frau Wienhold hat ihre Strickarbeit beiseitegelegt und schlägt ein über das anderemal die Hände zusammen und bewegt sinnend den Kopf; sie kann sich noch gar nicht dreinfinden in das Gesagte. Auch ihr Eheherr ist völlig überrascht, meint aber schließlich: „Da kommt's ja in erster Linie auf die Regina selbst an, ob sie will oder nicht.“ Er erhebt sich, öffnet die Tür und ruft in den Haussflur: „Regina! Regina!“

Gleich darauf tritt die unbefangen ins Zimmer. Wie sie aber die erstaunten und fragend auf sie gerichteten Gesichter der Eltern sieht und der alte Stelling so heimlich vor sich hinschaut, da mag ihr wohl eine Ahnung kommen, was man von ihr will, und sie wird rot wie ein Röslein zur Sommerszeit.

„Sag' einmal, was hast du denn mit Hans Stelling so hinter unserem Rücken angebändelt?“ sucht die Mutter sie auszuforschen.

Offen und frei, wenn auch schmerzlich berührt über den Vorwurf, blickt Regina die Mutter an. „Ich achte und ehre den Hans, aber hinter eurem Rücken hab' ich nicht mit ihm angebändelt, hab' mit ihm ohne euer Wissen weder gesprochen noch ihm geschrieben. — Was soll's denn nun?“

„Nun,“ nimmt der Vater das Wort, „der Hans will dich zur Frau haben.“

„Der Hans — mich zur Frau? — Ach, das soll doch wohl nur . . .“ Es stocken ihre Worte, die Augen feuchten sich, und dann hebt sie den Schürzenzipfel, um die hervorquellenden Tränen zu trocknen.

Da erhebt sich der alte Stelling, tritt zu ihr, legt seine Linke um ihre Schultern und faßt mit der Rechten ihre Hand. „Nun wein' doch nicht, Kind; weh will dir keiner tun, aber recht glücklich möchten dich alle sehen: deine Eltern, ich und vor allem auch der Hans. — Und wahr ist's, was du gehört hast. — Ich will dem Hans Antwort mitnehmen, was soll ich ihm sagen — ja oder nein?“

Der alte Stelling hat seine hohe Gestalt gebeugt, so daß sein Bart ihre Hände berührt, und seine Augen suchen in Reginas Gesicht die Antwort auf die inhaltschwere Frage zu lesen.

Nach einem Weilchen hebt die Regina die feuchten Lider, und ihre Blicke gleiten zu den Eltern und dann wieder zu dem alten Familienfreunde. Ein Wort findet sie noch nicht — sie kann ja noch gar nicht sprechen vor lauter Glück und Seligkeit, — aber ein Nicken gibt dem Fragenden die rechte Antwort.

„So ist's recht, Kind, Regina. Die Antwort lohne dir Gott. — Du hast nun zwei glücklich gemacht! Den Hans und mich alten Knaben, und nun soll's an uns liegen, dich glücklich zu machen, so glücklich, wie du es nur zu werden verdienst.“

Nun muß sich die Regina mit an den Tisch setzen, und die Lisbeth und der Theo werden hereingeholt und von dem Vorgefallenen unterrichtet.

Mit sichtlicher Freude bringen Bruder und Schwester der Regina ihre Gratulation dar.

Die weiß sich noch gar nicht zu finden, sie lächelt mit feuchten Augen und nickt ab und zu auf eine Frage. Ihre Gedanken sind weit fort bei dem einen — dem Hans! — —

Um Nachmittage begeben sich die beiden alten Herren zur Beerdigungsfeier Mallindrodt's hinaus nach der „Römischen Kapelle“, wo der mittags von Berlin eingetroffene Sarg aufgebahrt ist.

„Wird uns der Weg nicht zu weit werden?“ fragt einmal Wienhold.

„Ich glaube nicht, August,“ beruhigt ihn Stelling. „Eine große Anstrengung wird's nicht werden. Wir werden langsam gehen. Aber du mußt es schon wissen; so $3\frac{1}{2}$ bis 4 Wegstunden mögen es sein bis Böddeken. — Heute nacht können wir in Bewelsburg schlafen beim Wirt Segin; der weiß schon, daß wir kommen. Was meinst du nun?“

„Dann wird's schon gehen.“

Wie die zwei bei der Kapelle ankommen, halten Tausende und Übertausende das kleine Gotteshaus umlagert, alle bereit, ihrem heldenhaften Kämpfer die letzte Ehre zu erweisen. Da stehen mit ernsten Mienen schlichte Arbeiter, Landleute, Angehörige der

besseren Kreise, Geistliche und Vertreter des Adels. Deputationen sind angekommen aus verschiedenen Städten Rheinlands und Westfalens, so aus Köln, Aachen, Neuß, Krefeld, Biersen, Münster, Hamm, und noch manche andere. Die Zentrumsfraktion wie auch die patriotische Partei der bayerischen Kammer haben ihre Vertretungen gesandt. —

Mit vieler Mühe gelingt es den beiden alten Herren, durch die Menschenmassen bis zum Eingange der Kapelle vorzudringen, wo der mit Lorbeerkränzen und Palmzweigen geschmückte Sarg sichtbar ist.

„Sieh dort den kleinen alten Herrn da mit der Brille, der dem Sarge zunächst steht, das ist Windthorst,“ raunt Wienhold seinem Freunde zu, „und der dort ist August Reichensperger, und da steht Herr von Savigny und dort Freiherr von Schorlemer-Ullst, von Wendt, von Heeremann, Herr von Grand-Ry, Dr. Bock . . .“

Der alte Stelling nickt zu den Worten und wundert sich sehr, daß Wienhold so personenkundig ist. Nun aber wird die Erklärung seines Freundes durch die Ankunft der amtierenden Geistlichkeit mit dem Domkapitular und Dompfarrer Klein an der Spitze unterbrochen.

„Wo ist denn unser Bischof Konrad?“ fragt etwas enttäuscht ein Mann aus dem Volke neben den beiden alten Freunden.

„Lieber Mann, der ist abwesend, auf einer notwendigen Reise, im Eichsfeld.“

„So, so!“

Die Einsegnung wird vollzogen, und dann setzt sich der großartige, wohl einzig stehende Leichenzug in Bewegung. Unter Gebet und Gesang geht es die Landstraße dahin. Die Landgemeinden, deren Gemarkungen von dem Zuge berührt werden, nehmen unter Führung ihrer Geistlichen abwechselnd die Leiche in Empfang und begleiten sie weiter, bis am Abend gegen 10 Uhr das im stillen Waldestale gelegene Gut Böddeken erreicht ist, wo der Sarg in der Meinolfuskapelle niedergesetzt wird.

Müde und abgespannt von der Wanderung, aber auch gehoben und begeistert von der Eintracht und Treue, die das katholische Volk bei dieser Leichenfeier zum Ausdruck bringt, suchen die beiden alten Freunde ihr Nachtquartier in Bewelsburg auf.

Am anderen Morgen finden sie sich wieder bei der Waldkapelle ein, wo das Seelenamt zelebriert und von P. Ignatius Jeiler aus dem Franziskanerkloster zu Paderborn eine eindrucksvolle Leichenrede gehalten wird. Darauf werden die sterblichen Überreste des großen Kämpfers für die katholische Sache der Erde übergeben. Als letzten Gruß eine Handvoll Erde auf den braunen Sarg, dann gehen die Leidtragenden wieder dahin.

Am Abend fährt Stelling wieder von Paderborn ab. Es ist Nacht, wie er daheim ankommt, milde, warme Maiennacht, vom matten Lichte des Mondes durchweht, und die feierliche Stille nur unterbrochen von dem Geschluchze der Nachtigallen. Der Hans erwartet den Vater mit einem Wagen an der Bahn. In langamer Fahrt geht es dem Gute zu. Der alte Stelling erzählt dem Hans immer wieder von der Beisetzungsfeier. „Junge, Junge, das hättest du sehen müssen,“ sagt er nun wohl schon das fünfte Mal und erwähnt auch gar nichts von Wienholds, kein Wort, worauf der Hans doch so sehr wartet.

„Und Wienholds, Vater, von denen erzählst du gar nichts?“ fragt er endlich hangend und bangend.

„Ja, so, Wienholds,“ lacht nun der Alte in seinen Bart, „das ist ja auch die Hauptache. — Kann mir's ja denken, wie du auf Nachricht harrst, doch wollte ich dich etwas zappeln lassen. — Über das sag' ich dir: Trägst du die Regina nicht auf den Händen, tuft du ihr nicht alles Liebe an, dann bist du nicht wert, daß . . .“

Da jauchzt es in Hansens Herzen auf. Verschwunden ist alle Sorge, und mit froher Miene unterbricht er den Vater: „So hat sie dir das Jawort mitgegeben, Vater?“

„Ich sag' dir's ja!“

„Vater, Vater, das will ich dir danken,“ jauchzt der Hans und drückt des Vaters Hände und fragt und

fragt immerzu. Der Vater kann ihm gar nicht genug erzählen von dem, was sein Herz bewegt. —

Und langsam rollt der Wagen mit zwei glücklichen Menschen dahin.

5.

In den Straßen der alten Paderstadt wogt buntbewegtes Leben, wie es das Liborifest alljährlich mit sich bringt. Sind auch die eigentlichen kirchlichen Festtage bereits vorüber, der Jahrmarkt, der am heutigen Sonntage seinen Abschluß findet, bildet noch Anziehungspunkte genug für viele aus der näheren und weiteren Umgebung. Zudem ist Portiunkula, wo gar manche ihre Schritte zu der ehrwürdigen Klosterkirche der Franziskaner richten.

Auch im Wienholdschen Hause ist Besuch eingetroffen. Der alte Stelling ist mit seinen beiden Söhnen herübergekommen, und nun sitzen die drei mit der Familie des Hauses um den festlich gedeckten Tisch. Den Ehrenplatz haben zwei junge Menschenkinder eingenommen, deren Gesichter leuchten und glühen, als wollten sie mit den Rosen auf der Tafel wetteifern. Es sind dies Hans Stelling und Regina Wienhold, die heute im Kreise der beiderseitigen Angehörigen durch Auswechselung der schlichten Goldringe ihre Verlobung dokumentieren. — Karl Stelling hat den jungen Leuten die bedeutungsvollen Reisen auf die Finger geschoben und dabei eine zu Herzen gehende

Ansprache gehalten. Nun sitzen alle da unter dem Eindruck der gesprochenen Priesterworte; eine gewisse Weihe liegt über dem kleinen Kreise. Die Brautleute haben sich ganz ihrem Glück hingeggeben, und die Alten schwelgen in der Erinnerung an eine längst vergangene Zeit, wo auch sie mit jugendroten Wangen und lockigem Haar den Brautring an die Hand stellten. In den schlanken Kelchgläsern perlt der Wein. Hochs werden ausgebracht auf das Brautpaar und auf die Eltern, und allmählich entwickelt sich unter lebhaftem Geplauder jene fröhliche Stimmung, wie sie nur das deutsche Haus, der Familienkreis, zu geben vermag.

Da auf einmal klopft auch Vater Stelling an sein Glas. Stille, Erwartung — aller Augen richten sich auf den würdevollen Greis, der nun hoherhoben dasteht.

„Meine lieben Freunde und Verwandten!“ beginnt er mit etwas unsicherer Stimme. „Ich will Euch nicht mit einer langen Rede belästigen, denn ich bin nicht zum Redner geboren, und das Reden war stets meine schwache Seite. Wo wir jedoch schon so manches Hoch ausgebracht haben und wie selten vollzählig und einmütig beisammen sind, wollen wir auch jenes Mannes nicht vergessen, der in dieser schweren Zeit das Steuerruder des Schiffleins Petri in Händen hält, auch nicht unseres vielbedrängten Oberhirten, der vielleicht schon bald aus unserer Mitte gerissen und eingekerkert wird. Ich fordere Euch deshalb auf, diesen

beiden ein Hoch darzubringen und mit mir einzustimmen in den Ruf: Unser Heiliger Vater Pius XI. und unser vielgeliebter Bischof Konrad, sie leben hoch! — hoch! — hoch!"

Begeistert stimmt der kleine Festkreis in die Hochs ein; es ist allen ein Herzensbedürfnis, der Liebe und Verehrung zu Papst und Bischof Ausdruck zu geben. Und nun betritt die Unterhaltung ganz naturgemäß das Gebiet der kirchenpolitischen Kämpfe, die schon so viele Ruinen in katholischen Orten geschaffen, die die Regierung aber noch keinen Schritt weiter gebracht haben.

„Sollte es denn wirklich Tatsache werden, was man sich schon seit einigen Tagen zuraunt, daß unser Bischof Konrad auch den Weg zum Gefängnis betreten muß?“ fragt mit banger Sorge Frau Wienhold.

„Leider wird das Gerede schon bald zur Wahrheit werden, Mathilde,“ belehrt sie ihr Eheherr. „Heute habe ich sogar bestimmt vernommen, daß der Hochwürdigste Herr gestern vom hiesigen Kreisgericht aufgefordert ist, sich innerhalb 48 Stunden zur Abbüfung der zuerkannten 18wöchigen Freiheitsstrafe bei Vermeidung der zwangsweisen Vorführung im Gefängnis zu stellen.“

„Ist das möglich? — Der arme Bischof! — Das sind ja wirklich barbarische Zustände, wie wir sie bisher nur von Russland kannten!“ — So fallen die Äußerungen am Tische.

„Und da sich der Bischof nicht freiwillig stellen wird und kann — er würde dadurch ja die ungerechten Staatsgesetze anerkennen —, so haben wir in diesen Tagen, vielleicht schon morgen oder übermorgen, das traurige Bild der Inhaftnahme und Einkerkerung zu erwarten.“

„Das ist doch . . . So etwas wagt die Regierung dem katholischen Volksteil zu bieten?“ entrüstet sich Hans Stelling. „Dem katholischen Volke, das im Feldzuge sein Blut und Leben gerade so gut für des Vaterlandes Ehre und Größe geopfert hat wie der nichtkatholische Volksteil? Dem katholischen Volke, das stets dem Grundsatz gemäß lebte: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist? — Es ist nicht zu glauben! — Früher als Offizier habe ich unsere Regierung verehrt und bewundert, heute kann ich ihr höchstens noch die Achtung erweisen, die Gott von uns fordert für die gesetzliche Obrigkeit, weiter nichts! — Liebe und Vertrauen wird sie bei dem katholischen Volke verscherzt haben.“

„Und das wäre dann der vierte unserer Bischöfe, der ins Gefängnis geführt wird,“ fällt Wienhold ein.

„Dazu die vielen Priester und Ordensleute, die auch inhaftiert oder mit Strafen belegt oder gar ausgewiesen sind,“ ergänzt Theo.

„Ja, der Karl hier kann auch ein Liedchen davon singen,“ spricht der alte Stelling mit einem Blick auf

seinen ältesten Sohn, der schweigend mit gefalteten Händen darsitzt.

„Herr Kaplan, sind Sie auch in letzter Zeit, nach Ihrer Ausweisung, mit der Polizei in Konflikt gekommen?“ wird der junge Priester nun gefragt.

Der nickt mit einem vielsagenden Lächeln. „O ja, mehr wie genug! — Noch zweimal bin ich vom Gendarm wieder über die Grenze transportiert worden, als ich mich heimlich in Rehmke aufhielt, um den Leuten mal wieder Gelegenheit zum Empfang der Sakramente zu geben. Dass es nicht häufiger passiert ist, verdanke ich wohl der gewählten Bekleidung, die mich selbst guten Bekannten gegenüber unkenntlich machte. Mit einem Vollbart, gebräunten Gesicht und in völlig weltlicher Kleidung bin ich noch manchmal in meinem früheren Wirkungskreise gewesen, habe die Sakramente gespendet und Messe gelesen, so noch am vorigen Sonntag. Da habe ich in mitternächtlicher Stunde in der Dorfkirche wieder gecelebriert. Nur am Altare brannten zwei Kerzen, die ganze Kirche war dunkel gehalten, damit kein Lichtschein nach außen fallen sollte. Und in der dunklen Kirche die den Rosenkranz betenden Dorfleute. Den Eindruck, den eine solche verstohlene Feier auf das Gemüt macht, kann ein Unbeteiligter kaum begreifen. Wenn ich mich bei der Messe nach dem dunklen Kirchenschiff umwendete, dann kam's mir vor, als stände ich in einer Katakombe und die im Finstern harrenden Menschen wären die ver-

folgten Christen . . . Ich würde über all dieses ja mit niemand reden, aber hier im Familienkreise darf ich das ja wohl vertraulich erwähnen."

„Selbstverständlich! — Hier ist kein Verräter. — Seien Sie ohne Sorge, Herr Kaplan!“

„Und fühlen Sie sich nicht oft gedrückt in Ihrer jetzigen Lage?“ fragt die dem Kaplan gegenüberstehende Lisbeth, die seinen Worten mit besonderer Teilnahme gelauscht hat.

„Reineswegs, Fräulein Lisbeth! Im Gegenteil, ich fühle mich recht gehoben und mutvoll. Keine Spur von Angst und Zaghastigkeit. — Unsere Sache ist ja gerecht, und Gott ist mit uns, wenn er auch Verfolgungen und Drangsalen über uns kommen lässt. „Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt“, „Haben sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen,“ so hat er ja gesagt, und auch: „Selig, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen!“ — Auch den gegenwärtigen Kämpfen ist dieses Merkmal aufgedrückt: Glaubensmut und Entschlossenheit, Treue und Opferwilligkeit auf der ganzen katholischen Linie! Ich bin der Überzeugung, daß dieser sogenannte Kulturmampf nur mit einer Niederlage der Staatsregierung enden wird. — Non praevalebunt! . . .“

Eine ganze Weile ist's nun still, keiner wagt eine Einrede. All die Worte, die hier an der Tafel gesprochen sind über die kirchenpolitischen Vorgänge, sind ja nichts wie eine herrliche Apologie der katholischen

Kirche, und die will man nicht abschwächen. Und jeder fühlt in seiner Brust eine heilige Begeisterung für seinen angestammten Glauben.

Da schleicht sich Lisbeth zu dem in einer Ecke stehenden Harmonium. Ein paar Mollakkorde entquellen dem Instrument, dann wird die Melodie hörbar. Zuerst singt nur die Lisbeth, dann fallen die anderen Stimmen ein, und nun hallt der Treueschwur, der in der letzten Zeit so manchmal von den Lippen der Katholiken zum Himmel gedrungen, durch den festlich geschmückten Raum:

„Fest soll mein Taufbund immer stehn,
Ich will die Kirche hören,
Sie soll mich allzeit gläubig sehn
Und folgsam ihren Lehren.
Dank sei dem Herrn, der mich aus Gnad'
In seine Kirch' berufen hat,
Nie will ich von ihr weichen!“

Da draußen geht der Tag zur Neige, und auf den Straßen wogt das Treiben des zweiten Liborisonntags. Hier in diesem kleinen Kreis aber herrscht der Frieden des Glaubens. —

Am andern Morgen liest Karl Stelling im Dom eine heilige Messe, der alle beiwohnen. Nach dem Frühstück rüsten sich Stellings zur Heimreise. Da tritt ihnen der alte Wienhold entgegen: „Heute gib's aber noch keine Heimfahrt. Einen Tag müßt ihr noch zusehen. Wenn's dann absolut sein soll, dann könnt

ihr morgen fahren. Ich habe schon für Fuhrwerk gesorgt, da machen wir nach dem Essen mal einen Ausflug nach Lippsspringe und dem Kreuzkrug."

"Die zwei, Karl und Hans, können ja noch bleiben, aber ich muß doch schon heim," antwortet der alte Stelling. "Die Leute sind am Roggenmähen, und wenn ich nicht dabei bin, dann . . ."

"Dann werden die Leute auch einmal allein fertig," unterbricht ihn Wienhold. "Der eine Tag verschlägt auch nichts."

Da tritt auch die Hausfrau hinzu und sucht den Besuch zu halten, und Theo redet auch mit drein.

Der alte Stelling lacht und zupft an seinem Bart. Würden ja wohl einen Tag fertig werden, die Leute, aber ihm ist's doch immer am wohlsten, wenn er daheim ist. . . .

Regina schmiegt sich an ihren Bräutigam und bittet: "Bleibt noch einen Tag. Das Wetter ist so schön, und dann der gemütliche Familienausflug. Berede du deinen Vater mal."

Hans drückt ihre Hände, zuckt aber mit den Schultern und meint: "Mir wär's ja schon ganz recht, aber wenn der Vater sich etwas vornimmt, dann . . ."

"Wer weiß, wann wir wieder einmal so gemütlich und vollzählig beisammen sind," gibt der alte Wienhold zu bedenken.

"Nun, vermutlich auf des jungen Paares Hochzeit."

„Dann ist unsere Lisbeth nicht mehr in unserer Mitte. Darum denke ich, wir bleiben heute noch einmal beisammen.“

Da sieht sich denn der alte Stelling genötigt, die Segel zu streichen. Recht ernst ist's ihm ja sowieso nicht gewesen mit seiner Weigerung, so gibt er denn mit ernstseinsollender, jedoch schmunzelnder Miene zur Antwort: „Na, dann soll mal eine Ausnahme gemacht werden. Aber nur bis morgen, nicht länger.“

„Na, also!“ —

In zwei offenen Rutschwagen fahren Wienholds und ihre Gäste nach dem Badeorte Lippsspringe und dann über Schlangen die unvergleichliche Eichenallee hinauf zu dem am Eingange des Teutoburger Waldes gelegenen Kreuzkrüge. —

Wie sie am Abend zurückkommen, wird ihnen das in der Stadt wie ein Lauffeuer verbreitete Gerücht mitgeteilt, daß am andern Morgen zwischen 7 und 8 Uhr die Verhaftung des Bischofs und seine zwangswise Abführung ins Gefängnis stattfinden werde. Vom Gericht sei bereits eine Postkutsche zur Beförderung des Gefangenen bestellt worden.

Wenn man auch mit dieser Möglichkeit schon länger gerechnet hat, so ist diese Nachricht doch geeignet, bei allen heilige Entrüstung, aber auch Wehmut und Schmerz auszulösen. Die beiden alten Wienholds und auch Vater Stelling können sich noch gar nicht finden und suchen sich selbst zu täuschen, daß es

wohl nur eine Vermutung sei. Erst als Theo Wienhold und Hans Stelling zwecks näherer Erforschung noch einen Spaziergang durch die Straßen machen und die Nachricht mitbringen, daß es überall bestimmt behauptet wird und auf den Straßen Gruppen von Leuten in heller Entrüstung beisammenstehen, da müssen auch sie erkennen, daß für ihren geliebten Oberhirten die Tage der Kerkerhaft gekommen sind. —

Es ist noch in früher Morgenstunde des folgenden Tages. Am Liboriusaltar des Domes liest Karl Stelling noch einmal eine heilige Messe. Sein Vater und sein Bruder wie sämtliche Angehörige der Wienholdschen Familie knien in den vorderen Bänken des Mittelschiffes. Ernst und gesammelt wohnen alle dem heiligen Opfer bei. — So ist's $1\frac{1}{2}$ Uhr geworden, wie sie das Gotteshaus wieder verlassen und auf die Straße hinaustreten. Dort aber bereitet sich das Drama vor, das in der Paderborner Diözese unvergessen bleiben wird bis zum Ende aller Zeiten. Sie lenken die Schritte über den Markt, der in hellem Sonnenlichte des Augustmorgens daliegt, und dann durch den halbdunklen, engen Schildern. Aufgeregte Leute, einzeln und in Gruppen, eilen an ihnen vorüber.

„Ha, guter Freund,“ redet Hans Stelling, der mit seiner Braut ein paar Schritte den anderen vorausgeht, einen alten Bürger an, „was gibt's denn, daß die Leute so eilig sind?“

„Unseren Bischof Konrad wollen sie ins Gefängnis führen," hastet der Gefragte stotternd hervor und eilt weiter.

Das Brautpaar bleibt stehen und wendet sich zurück: „Habt ihr's gehört? Es ist so weit! — Laßt auch uns eilen!"

Mit Wehmut und Schmerz in der Seele setzen sie ihre Schritte fort. Wie sie aber auf die Kampfstraße kommen, da ist diese dicht mit Menschen angefüllt, und immer noch kommen andere hinzu. Männer, Frauen und Kinder aus allen Kreisen haben sich eingefunden, um ihrem geliebten Oberhirten noch einmal einen Gruß zu entbieten. Weiter gehen sie die Straße hinauf, aber immer schwieriger wird das Vorankommen. Bei der bischöflichen Kurie staut sich die Menge Kopf an Kopf; selbst auf der Freitreppe des Hauses und im Korridor stehen die Leute. Und alle Fenster in der Nachbarschaft sind dicht besetzt. Mit Mühe gelingt es unseren Bekannten, bis zum Eingange der bischöflichen Wohnung vorzudringen. Und während die Menge draußen in Erregung und Entrüstung harrt, nimmt der Bischof noch einmal das Gelöbnis der Treue von seinem Domkapitel und dem Stadt-Klerus entgegen, erteilt er noch einmal der geliebten Diözese seinen oberhirtlichen Segen, worauf ihm von dem Exekutions-Inspektor Kniepp der Haftbefehl überreicht wird.

Nun kommt die Volksmenge da draußen in Bewegung. Alle recken die Köpfe hoch, um nach der Ursache zu sehen. Da kommt eine Postkutsche heran, die sich nur mit Mühe Bahn brechen kann. Vor der Treppe des bischöflichen Hauses macht sie halt. Eine Weile banger Erwartung. Dann erscheint oben auf der Plattform der Treppe die bekannte Gestalt des Kirchenfürsten, gefolgt von seinem Hofkaplan und dem gerichtlichen Vollziehungsbeamten. Mit Weinen und Schluchzen wird der Gefangene, dessen Hand noch immer segnend erhoben ist, von seinen Diözesanen empfangen. Jeder sucht sich an den geliebten Bischof heranzudrängen, ihm noch einmal die Hand zu reichen; andere halten ihn an Händen und Kleidern fest, um ihn am Besteigen des Wagens zu hindern.

Auch Hans Stelling hat sich bis zu dem Verhafteten hindurchgedrängt, auch er reicht seine Hand zum Gruße, dann hört er neben sich die Worte eines alten, biederer Bürgers, der des Bischofs Hand nicht lassen will: „Ach, Här, Iy hätt sū̄ jümmer tau Faute gohn, lotet den Wagen mänt!“ — In Hans Stellings Seele ist ein Aufruhr von Gefühlen. Am liebsten würde er den Bischof auf seine starken Arme nehmen und forttragen in die Freiheit, ja, das würde er tun, er, der früher die Maßregeln der Regierung für recht hielt.

Endlich hat der Gefangene mit seinem Hofkaplan Dr. Stamm und dem Exekutions-Inspektor in dem Wagen Platz genommen. Der Postillon treibt die

Pferde an, aber die Leute hängen sich an die Räder, um ein Fortkommen zu verhindern. Nur langsam rollt dann der Wagen voran. Und nun erhebt sich noch einmal ein lauter, brausender Sturm von Hochs auf den Oberhirten, der mit Tränen in den Augen wieder nach beiden Seiten den Segen spendet. Weiter rollt die Postkutsche, Blumen werden aus den Fenstern auf sie hinabgeworfen, und weiter fort sehen sich die begeisterten Hochrufe auf allen Straßen, die passiert werden, bis das Gefängnis in der Königstraße, wo wieder eine zahllose Menge harrt, den Bischof aufnimmt und seiner Herde entzieht. —

Im Wienholdschen Hause sitzen alle um den Frühstückstisch. Kein frohes Wort, kein Scherz wird laut. — Ernst blicken die Gesichter, und feucht schimmert's in den Augen der Frauen. Das Gespräch handelt nur von dem Schauspiel, das sie auf der Straße gesehen haben und das ihren Herzen mit unauslöschlichen Linien eingezeichnet ist.

„Hab' vieles in Berlin gesehen,“ spricht Hans Stelling, „war Zeuge von mancher Kundgebung des Volkes, von manchem Jubel, von mancher Entrüstung, aber eine solche von Herzen kommende Begeisterung, eine solch sichtbare Liebe und Verehrung, solch mitgefühltes Leid und Weh wie hier habe ich noch nirgends geschaut. Daz ich's nur sage: Noch nie habe ich mich so glücklich darin gefühlt, katholisch zu sein, wie heute; stolz bin ich, der katholischen Kirche anzuge-

hören, die Hirten und Herde mit einem so festen Bande der Liebe und Eintracht umschließt, die solche Helden, solche Bekänner, solche Märtyrer für die gerechte Sache hervorbringt, der aber auch unbedingt der Endsieg zufallen muß, denn wo solche Wogen in Bewegung kommen, da müssen sie letzten Endes alles wegspülen, selbst die kirchenfeindliche Regierung!"

„Und so wird's kommen, sollt ihr sehen," nickt Vater Stelling mit zuversichtlicher Stimme, „mögen die Kulturfämpfer da in Berlin nur so fortmachen, mögen sie Ruinen auf Ruinen häufen, einmal kommt der Tag, wo sie ihre Ohnmacht eingestehen müssen, wo die Kirche triumphiert über alle ihre Feinde. — Gestern morgen ließ ich mich nach langem Zureden herbei, bis heute noch hierzubleiben, jetzt danke ich Gott und freue ich mich, daß ich euren Bitten gefolgt bin, denn was ich heute gesehen und erlebt habe, das vergißt sich nicht. Es hätte mir Leid getan, wenn ich daheim auf dem Hofe gewesen wäre.“

„Na, also, altes Haus," schlägt Wienhold einen jovialen Ton an, „dann sträube dich auch nicht immer, und nun rat' ich dir: Bleib noch einen Tag hier!“

Da lacht der alte Stelling laut auf und erhebt sich von seinem Sitzer! „Nun ist's aber genug, mein Lieber. Einmal hat alles sein Ende, auch der Kulturfampf und unsere Verlobungsfeier. — Jetzt wird's Zeit, daß wir heimrudern ins Sauerland.“

6.

Ein sonnig-warmer Oktobertag, wie man ihn nur selten in dieser Jahreszeit hat, liegt über den sauerländischen Bergen ausgebreitet. Marienfäden flattern dahin und hängen sich an Büsche und Sträucher, und hoch oben in der Bläue ziehen die Vögel dem Süden zu. Die Luft ist so hell und so klar, daß man die in herbstlichen Farben prangenden Wälder und Hügel bis in die weiteste Entfernung sehen und bewundern kann. Es ist so ein Tag, an dem sich jedes Herz erfreuen muß. Als ob die Natur noch einmal in schönster Pracht vor dem nahenden Winter sich den Menschenkindern zeigen wollte, just so ist's.

Durch diese herbstliche Pracht rollt ein mit Blumen und Girlanden geschmückter Wagen dem Dorfe Lödinghausen zu. Der Knecht auf dem Kutschersitz hat seine Peitsche wie auch die Mähnen der mutig wiehernden Pferde mit bunten Bändern durchflochten, und sein Gesicht ist so hell und freudig wie der Tag selbst. Fährt er doch in seinem Wagen das Glück: zwei junge Menschenkinder, die vor drei Tagen in Paderborn in der altersgrauen Domkirche den Bund fürs Leben geschlossen haben und nun, nach einem Besuch beim Gnadenbilde der Mutter Gottes in Werl, auf der Fahrt sind zu ihrem Heim. Hans Stelling ist's, der junge Bauer und Hoferbe vom Finkenhof, der so dahinfährt. Froh und frei blickt er in den hellen Tag, plaudert er mit seiner jungen Frau, die in seliger Freude

an seiner Seite sitzt und sich nicht satt sehen kann an den Schönheiten ihrer neuen Heimat.

Kurz vor dem Dorfe biegt der Wagen von der Landstraße ab in den mit Obstbäumen bestandenen Feldweg, der zum Finkenhofe führt. Freundlich leuchten die roten Dächer aus dem herbstlichen Laub der Bäume. Am Eingange des Hofs haben die Knechte und Mägde aus Tannengrün und bunten Fähnchen eine Ehrenpforte errichtet; eine Schrift hängt in der Mitte, groß und leuchtend: „Gott segne euren Einzug!“ — Unter der Ehrenpforte steht der alte Stelling mit seinem Sohne Karl, und hinter ihnen schauen die Knechte und Mägde den Unkommenden entgegen. Wie nun der Wagen die Einfriedigung erreicht hat, da knallt der Alois, der Hütejunge, ein paar Pistoleneschüsse in die Luft, ein lautes „Hoch!“ ertönt, und dann tritt Vater Stelling hervor und heißt das junge Paar willkommen. Die Dienstboten, an der Spitze die alte Gertrud, die Wirtshafterin, drängen sich auch heran, um den Neuvermählten ihre Glückwünsche darzubringen.

„Ist eine feine Bäuerin,“ meint der Großknecht zu der Gertrud gewandt, „nur, mein' ich, könnt' sie etwas kräftiger sein.“

„Wird schon so recht sein, Georg,“ unterbricht ihn die Magd, „mir ist sie schon passend. Und Arme zum Arbeiten haben doch wir, da wird schon alles seinen richtigen Gang gehen.“

„Hm, ja, ja, ich meine ja auch nur so!“

„Nun bist du daheim, Regina,“ spricht der alte Stelling, wie er an der Seite des jungen Paares über den Hof schreitet, dem Wohnhause zu, dessen Eingang ebenfalls mit Gewinden geziert und geschmückt ist, „daheim auf dem Finkenhofe. — Bist ja schon häufig hier gewesen, darum wirfst du dich so ganz fremd nicht fühlen, mein' ich.“

„Aber, Vater, wo mir solch liebenvoller Empfang zuteil wird, wo so gute Menschen sind, da werd' ich mich schon nicht fremd fühlen.“

„Kind, dann sei nur glücklich, alle Tage, und Glück bringe dein Einzug dem Hause, uns allen und dem ganzen Gehöft.“

Ganz feierlich wird der Regina zumute, so daß sich ihre Augen feuchten.

Und während sie dem Hause zugehen, stehen hinter den Gardinen der Stube zwei alte Leute, die blicken auf den Hof und freuen sich über das Glück ihres Kindes.

„Nun komm, August,“ spricht die alte Frau, „jetzt wollen wir sie begrüßen.“

„Nein, Mathilde, bleib nur hier. Sie kommen ja herein.“

Noch ein paar Augenblicke — da öffnet sich die Tür. Ahnungslos tritt die Regina als erste herein. Ein freudiger Ruf: „Vater, Mutter! Und ihr seid hier?“

Die Freude strahlt aus den Augen der jungen Frau, wie sie ihre Hände von den Eltern erfaßt fühlt: „Das nenne ich aber überraschen.“

„Und du hast nichts davon geahnt?“

„Wie sollte ich denn . . .?“

„Dann hat der Hans doch nichts verraten.“

„Du wußtest drum?“ wendet sich die Regina ihrem Gatten zu.

„Der Vater und Karl wollten's so haben, und es ist ja auch schön so. — Nun sind wir alle noch einmal beisammen.“

Um Abend sitzen Herrschaft und Gefinde an dem festlich gedeckten Tische in der großen Stube. Da herrscht Liebe und Eintracht und frohe Geselligkeit. Und als in später Stunde alle zur Ruhe gehen, da hat die junge Hofbäuerin die Herzen aller Dienstboten gewonnen.

Um anderen Morgen kommt der Dilius in sonntäglichen Kleidern auf den Hof. Stellings und die alten Wienholds sitzen just am Frühstückstisch im kleinen Familienzimmer. Etwas zaghaft klopft er an, dann tritt er ein.

Freudig überrascht blickt Vater Stelling auf. Den Besuch hat er nicht erwartet, den nicht.

„Als Nachbar und Freund komme ich herüber,“ sagt Dilius, indem er sich dem Tische und den jungen Leuten nähert, „um meine herzlichsten Glückwünsche auszusprechen. — Stets haben wir als gute Nachbarn

gelebt, und ich hoffe, daß das auch in Zukunft so bleibt."

„Mir ist's ganz recht und lieb, Herr Dilius," spricht die junge Frau und schiebt dem Nachbar einen Stuhl hin. „Was an mir liegt, soll alles geschehen, daß Friede und Freundschaft bestehen bleibt."

„Das dacht' ich mir," nickt Dilius und will sich dann, nachdem er alle begrüßt hat, wieder entfernen.

„Das gibt's nun nicht, Wilhelm," wehrt ihm Stelling und drückt ihn auf den Sitz nieder. „Hier geh sitzen. Als Nachbar steht dir stets die Tür offen. Würdest uns ja beleidigen, wenn du jetzt wieder gehen wolltest."

So muß Dilius bleiben.

Eine Stunde später begleitet ihn der alte Stelling in gemütlichem Schlenderschritt eine Strecke heim. Beim Feldkreuz an der Grenze der beiden Gehöfte bleiben sie stehen, um sich zu verabschieden.

„Du weißt ja, Franz," spricht Dilius da mit sichtlicher Bewegung, „daß ich vor einiger Zeit einen anderen Wunsch hegte. Ich hatte geträumt, die beiden Höfe hätten einmal zusammengeschlagen werden können. Aber es ist ja nun anders gekommen: der Hans hat sich eine Frau aus Paderborn geholt, eine gute, liebe Frau, wie mir scheint. Da nimm mir meine Auszerrungen, die ich damals tat, nicht übel; ich hätt's ja gern gesehen, wirklich wahr, aber nun laß alles vergessen sein."

Stelling nimmt die dargereichte Hand: „Mach dir keine Gedanken und Sorgen, Wilhelm. Von uns aus wird dir in keiner Weise was nachgetragen.“

„Auch nicht der Berta? — Die hatte sich ja Hoffnung gemacht.“

„Auch der nicht. — Als Nachbarn wollen wir ein gutes Verhältnis hegen und pflegen, wenn unsere Ansichten auch manchmal auseinandergehen.“

„Ja, Franz, ich weiß, was du meinst. Die Religion . . ., daß ich mich den anderen angeschlossen habe. . . . Ist's das nicht?“

Die qualmende Pfeife aus dem Munde nehmend, blickt Stelling seinen Nachbar fest in die Augen. „Das ist's zuerst, was ich meine, Wilhelm, denn die Religion ist die Grundlage unseres Lebens. Hab' dich oft von Herzen bedauert, wie du so töricht sein konntest, deinen Glauben zu verleugnen. . . . So manches hab' ich in letzter Zeit erlebt an Drangsalierung der Katholiken, an Verhaftungen, Ausweisungen und Verfolgungen von Geistlichen, die ihrer Pflicht nicht untreu werden wollten, ich war Zeuge der großen Kundgebungen beim Bischof in Paderborn, hab' gesehen, wie er eingekerkert wurde, sah auch die Liebe und begeisterte Treue des Volkes. . . . Wilhelm, wenn du das gesehen hättest, du wärest anderen Sinnes geworden. Wenn ich bis dahin andersgläubig gewesen wäre, ich glaube, da wäre ich katholisch geworden, denn ich meine, es müßte einer stolz sein, der katholischen Kirche anzugehören.“

Dilius hat die Augen zu Boden geschlagen und nicht ein paarmal sinnend mit dem Kopfe. „Daz ich's dir nur im Vertrauen sage, Franz, hab' in letzter Zeit schon manchmal Reuegedanken gehabt und möchte ganz gern alles wieder ungeschehen machen.“

In Stellings Augen leuchtet es auf. „Wilhelm, ist das dein Ernst?“

Da sieht Dilius auf: „Mein Ernst, Franz!“

„Na, dann reiß dich doch los von der Gesellschaft und geh wieder dorthin, wohin du gehörst.“

„Wenn ich nur . . .“ Dilius hält seine Worte zurück und blickt sinnend in die Weite. Dann richtet er die Augen wieder jählings auf seinen Nachbar und fragt: „Willst du mir helfen, Franz?“

„Wenn ich kann, gerne!“

„Ich will meinen Wald verkaufen, kauf' du ihn mir ab, er grenzt ja an deinen Eichenbusch.“

„Verkaufen . . . den Wald? . . . Ach, ich verstehe dich, Wilhelm. Wenn dir damit geholfen ist, so kaufe ich ihn dir ab, und dann . . .“

„Dann will ich das wieder sein, was ich von Kindheit an gewesen bin, ein Kind der katholischen Kirche, ein folgsamer Sohn des Heiligen Vaters.“

„Den Vorsatz segne dir Gott, Wilhelm. . . . Hier hast du meine Hand, hier unter dem Kreuze verspreche ich dir meine Hilfe. Geh den rechten Weg und laß dich nicht beirren, denn glaub's mir nur: katho-

lisch ist gut leben und — wir beiden sind ja schon ziemlich bei Jahren — katholisch ist noch besser sterben!"

Dilius nickt nur und wischt sich mit dem Rücken der freien Hand über die Augen.

Die Oktobersonne umkost die beiden Alten, und die laue Luft spielt mit ihren weißen Haaren. Vom Kreuz blickt das Bild der gemarterten Liebe und Barmherzigkeit auf sie herab, und es ist, als ob den schmerzlich geöffneten Mund ein Lächeln umzöge. Ein Lächeln seliger Freude über die Rückkehr eines Verirrten.

Nachschrift: Der Kulturmampf gehört der Vergangenheit an, und alle die großen Geister, die ihn ins Werk gesetzt haben, sind schon lange von der Schaubühne des Lebens abgetreten. Sie haben dem Herrn über Leben und Tod schon Rechenschaft geben müssen von all ihrem Tun und Lassen. In ehrendem Gedächtnis aber stehen noch heute die Helden des Kulturmampfes bei dem katholischen Volke, vor allem der Bekennerbischof Konrad Martin, der in der Verbannung starb und nur als Leiche wieder Einzug halten konnte in seine Kathedrale. — Und Reiche sind seitdem zerrissen und zersplittert, Kronen sind zerschlagen worden, aber ungebrochen und ungeschwächt, in unverminderter Majestät und Glorie steht noch heute über dem Vogengebraus und Wirrwarr der Zeit auf dem sicheren Felsen die so oft verfolgte, aber

nie überwältigte Kirche. Wie ein durch Äonen leuchtendes Diadem schlingt sich um ihre Kuppel die Verheißung ihres göttlichen Stifters: „Non praevalebunt . . .“ — Was uns die Zukunft bringen wird, wer weiß es? Aber was auch immer kommen mag, und sollte uns selbst noch einmal ein Kulturmampf aufgezwungen werden, wir werden auch den bestehen. Bleiben wir nur unserer katholischen Sache, unserer heiligen Kirche treu. Seien wir glücklich, daß wir ihr angehören, und sprechen wir oft aus tiefstem Herzensgrunde, wie die Katholiken in der Siedehitze des Kulturmampfes:

... Dank sei dem Herrn, der mich aus Gnad'
In seine Kirch' berufen hat.
Nie will ich von ihr weichen!